Die Ursuppen s.11 lesen sich s.20 unscharf. s.25 Die Multikulinariologie, s.31 ein komplexer Bühnenunterbau, s.38 beginnt mit jeder s.45 Befriedigung des Heißhungers. s.64

Unser Thema erhebt Einspruch gegen die Trennkost. Vom Standpunkt der Suppe aus, verdaut sich alles Feste, Monolithische eher übel. Es geht nicht um das in Stein gemeißelte, sondern in Suppe gezeichnete. Die trübe Brühe schärft so den Blick des Wahrheitshungrigen: ihre Welt gleicht aus, verschwimmt zur unterschiedslosen Masse. Und es gilt, sie als solche auszulöffeln, anstatt ihre Ingredienzien zu bewerten.
So ist das Heft durchtränkt von Ursuppen, Ejakulaten und Muttermilch. Wir verrühren das aufbrodelnde Eine mit dem abgekochten Anderen. Wir mixen Anschaungen auf der Suche nach neuem Wissen, mischen Rezepte zur supperioren Küche und stoßen hinter europäischen Tellerrändern manchmal auf Berliner Böden.
Für Suppensituationen in der BVG und Breizeiten auf dem Lokus wünschen wir uns diese Ausgabe der eigenart als beruhigendes Denkschaufenster! eure Redaktion

Küchenphilosophie

Über die Dimensionen des sozialen Ekels oder: Warum wir manche Suppen nicht löffeln können 8
Text: Josefine Lindner, Bild: Stefanie Rau

Geständnisse aus der alten Kantine 16
Text: Tobias Reisch, Bild: Eva Pedroza

Salon Juchmann 25
Text: Nisaar Ulama, Bild: Yala Juchmann

Auf der Suche nach der supperioren Kultur. Eine Ethnographie zum satt werden. 28
Text & Bild: Marina-Elena Heyink

The House of Dancing Water. Über die aktuelle Entwicklung der ephemeren Szenografie für die Entertainmentindustrie 36
Text: Nebojša Tabacki

Vom Suppalen 44
Text: Konstantin Daniel Haensch, Bild: Lisette Berndt

Entrée chaude

Cogito ergo soup: Interview with Shinya Watanabe 52
Bild: Mizuki Kin

Gebundene Kraftbrühen

Japanische Brühe 62
Text: Siegfried Zielinski, Bild: Olivia von Pilgrim

Varations on End 66
Text & Bild: Amir Grubenstein

Soup Cans 70
Text & Bild: Chih Ying Musquiqui

Ursuppenmileus 76
Text & Bild: Christoph Medicus

Suppengedicht 82
Text: Anna Slobodnik, Bild: Léon Giogoli

Die Hungrigen 84
Text: Konstantin Daniel Haensch, Bild: Léon Giogoli

Kraut und Rüben 86
Text: Wolfgang Hille, Bild: Léon Giogoli

Cidades Maravilhosas 88
Text & Bild: Julia Jaroschewski, Sonja Peteranderl

Digestif

Raum 9 94

Impressum 97

Über die Dimensionen des sozialen Ekels oder: Warum wir manche Suppen nicht löffeln können

Text: Josephine Lindner Bild: Stefanie Rau

Tisch 3 hat sich über die Vorsuppe beschwert?!

Der schweißig-schwammige Koch pumpt rasselnd Luft in rauchgetrocknete Lungen; holt aus und rotzt im Eifer der größten Erregung auf den, vor seinem Schmerbauch fettig gebratenen, bräunlichen Fleischfladen. Überdeckelt mit labberigem Brot, führt er den Burger „Deluxe", mittels eines hastig in die Mitte gerammten Zahnstocher-Fähnchens, seiner loddrigen Vollendung zu.
„TISCH DREI", schnaubt er zur Serviererin jenseits der Durchreiche.

Es soll Leute geben, die haben aus Angst vor der rächenden Rotze des Kochs, noch niemals außer Haus gespeist.

Die meisten jedoch löffeln getrost nach dem Motto „was ich nicht weiß..." ihre lau gewärmten Vorsuppen, ohne auch nur zu ahnen, dass der Auswurf dieser Spucke in der Suppe weiter reicht als vermutlich geahnt.

Die gängigste Assoziation zum Thema „Ekel" scheint jedoch tatsächlich zunächst jene in Verbindung mit Lebensmitteln zu sein.

Ich esse meine Suppe nicht!
Kein Labskaus.
Kein Blutpudding.
Keine Kuddeln.
Auf keinen Fall Trockenfisch,
Marmite (you'll love it or hate it!)
und im KEINSTEN der keinen Fälle tausendjährige Eier (zu finden unter chinesischen Delikatessen mit mindestens zwei Magenumdrehungen pro Minute).

Wissenschaftler vermuten hinter der Urfunktion des Ekels eine Art Abwehrmechanismus, welcher den Verzehr von lebens- gefährlichen Substanzen verhindern sollte.
Da Labskaus nur bedingt tödlich ist, lässt sich die Vermutung ableiten, dass der ursprünglichen Funktion des Ekels über die Jahrtausende eine evolutionstechnische Wandlung widerfahren ist. Essen ist nur einer der aufgelisteten Faktoren mit

Josefine Lindner, geboren 1988 in Zschopau, dort wo die MZs herkommen. Hält seit einigen Wochen einen BA in Bühnenbild in Händen. Ekelt sich vor Badewannen-Ausflussdreck und Milchhaut, aber nicht vor nackten Schnecken und adipösen Schmetterlingsforschern.

Stefanie Rau studiert in der Klasse "Entwerfen Visueller Systeme" im Studiengang Visuelle Kommunikation an der UdK Berlin. Sie interessiert sich für Menschen, das Leben und die Welt.

potenziell ekelerregender Wirkung, als da wären außerdem: flüssige bis weiche Körperprodukte, bestimmte Tierarten, (perverses) Sexualverhalten, Kontakt mit Tod und Leichen, mangelnde Hygiene, äußerliche und innerliche Deformation des menschlichen Körpers und Charakters, kurz: all jenes, was mit Dreck, Verfall und Abschaum in Verbindung steht. Wessen der sich ekelnde Geist allerdings konkret ausgesetzt fühlt, bleibt seiner jeweiligen Sozialisation und kulturellen Herkunft geschuldet. In China essen sie Hunde, in Europa verschimmelte Milch – der kulinarische Ethnozentrismus bietet eine allerorts beliebte Nahrungsgrundlage für Klischees und Vorurteile. Allein der typische Ausdruck eines vom Ekel verzerrten Gesichts, scheint international (an) erkannt und verständlich zu sein: gerümpfte Nase, herabgelassene Mundwinkel und angezogene Oberlippe. Im schlimmsten Falle der Verabscheuung, wird die herausgestreckte Zunge als Zeichen des stärksten Widerwillens zur Ansicht gebracht.

Für die französische Psychoanalytikerin Julia Kristeva ist Ekel DAS Mittel zur Unterscheidung überhaupt, denn Ekel zieht eine klare Trennung zwischen dem reinen, lebendigen, göttlichen „Selbst“ und dem „Anderen“ - moralisches Siechtum, Tod, Verfall. Die Ausgrenzung eines, durch die Gemeinschaft abgelehnten Objekts, sei für die Aufrechterhaltung der Ordnung eines Systems von unbedingter Notwendigkeit: Ekel stifte Identität, bewahre Hierarchien und die Grenzen, welche soziale Gruppen zum Schutz voreinander – dem feindlichen 'Außen', errichtet hätten.

Ebenso vertritt der Psychologe Paul Rozin die Ansicht, dass dem Ekel eine bedeutende, soziale Funktion zukommt. Der Mensch stamme vom Tiere ab, doch sei er möglichst bestrebt, die genetischen Verbindungslinien hin zu den Tagen unserer animalisch(st)en Vergangenheit zu kappen, sodass „tierisches Verhalten“ im Allgemeinen als ekelhaft angesehen werde. Im Fortschreiten des Zivilisationsprozesses, so Rozin, habe sich die Definition von „tierischem Verhalten“ dahingehend erweitert, dass auch moralisch verwerfliches Benehmen als „unmenschlich“ und somit ekelhaft eingestuft werde. Hier nun kann der Ekel-Begriff um eine sehr bedeutende Dimension, die des moralischen Ekels, erweitert werden.

Ist die Sorge um das (a)soziale Verhalten der Anderen vielleicht der Ursprung eines moralischen Bewusstseins überhaupt? Heuchelei, Betrug, Rassismus, Mord... frei nach Rozin: alles, womit der anständige Mensch nichts zu tun haben will? Oder provoziert dieser gesellschaftliche Abgrenzungsmechanismus das genaue Gegenteil, indem er pseudo-moralische

Schablonen für die Allgemeinheit vorstanzt, außerhalb deren Normen sich die aus dem Rahmen gefallenen Minderheiten sammeln? Homosexuelle, Ausländer_innen, Behinderte... alles, womit der „anständige“ Mensch nichts zu tun haben will?

Was der Gesellschaft als unvereinbar mit ihren gängigen (Denk-)Strukturen entgegen tritt, stellt für sie eine unheimliche Bedrohung dar. Einer jeden (Er)Regung des Ekelgefühls liegt stets eine sehr bestimmte Angst zu Grunde: die (vermeintliche) Gefahr vor Ansteckung mit einer, die symbolische Ordnung zersetzenden Krankheit, bzw. Andersartigkeit; die Angst vor Befleckung und Infragestellung des jeweilig inhärenten, sozialisationsbedingten Wertekodex. Ekel richtet sich stets auf organische Substanzen: nicht das Pflaster ekelt uns, sondern das GEBRAUCHTE, mit Körpersäften durchtränkte Pflaster; nicht das Geld ekelt an, mit dem ein Spekulant seine Mäztchen treibt, sondern die Person an sich.

„Was ich als ekelhaft ausspucke oder verneine, muß ich zunächst in seiner Gegenwart durchaus »zur Kenntnis nehmen«“ (in: Menninghaus).

Er scheint ein ambivalentes Ding zu sein, der Ekel. Zum einen ist er intellektuelles Verneinungsurteil (Rozin): Er stellt die Opposition zu allem Primitiven und Geschmacklosen dar; Er tritt auf, als die wahrhaftigste Anerkennung der Wirklichkeit überhaupt (Nietzsche: Es ekelt mich, also habe ich erkannt. in: Menninghaus) und Sicherheitsgarant einer (bestehenden) Ordnung von kulturellen Regeln, zum anderen ist der Ekel Ausdruck einer „machtvollen Form negativer Sozialisation“ (Rozin), die sich im idiosynkratischen Fehl-/Verhalten unserer Gesellschaft gegenüber allem ihr Fremden und „Anormalen“ spiegelt.

„Ekel läßt keine gleichmäßige Verteilung zu, und er arbeitet gegen Ideen der Gleichheit“ (George Orwell).

Rozin unterscheidet in zwei Arten von Funktionsmechanismen des Ekels: Die eine diene zum Schutz vor körperlichen Schäden (z.B. durch Vergiftung) und die andere zum Schutze der Seele des Menschen.

Dem „Schutz der Seele“ haben sich schon so allerhand Personen aus Politik, Kirche und der Nachbarschaft gewidmet. In den 1960er Jahren ließ sich in der Schrift eines britischen Juristen – The Enforcement of Morals (Oxford, 1959), lesen, dass der vom Durchschnittsmenschen empfundene Ekel Grund genug sei, Homosexualität für illegal zu erklären, denn

jede Gesellschaft habe nun mal das Recht, sich zu erhalten. Auch im Atemzug der Gegenwart rasselt die Feststellung des amerikanischen Kommissionsführers(!) für Bioethik unter George W. Bush, dass eine Art „Weisheit“ im Gefühl dieser Ablehnung stecke.

„[U]sere bewußten Ansichten von dem, was das Leben sein sollte, [entsprechen] nur selten dem [...], was es wirklich ist. Im allgemeinen wollen wir uns nicht das Ganze jenes treibenden, auf Selbsterhaltung bedachten, übelriechenden, fleischfressenden und zersetzenden Fiebers, das die wahre Natur der lebenden Zelle ist, in uns und unseren Freunden eingestehen.“ (J. Campbell)

Laut der Rechtswissenschaftlerin Martha C. Nussbaum, dürfe Ekel aber im Gegensatz zu den durch Angst und Wut motivierten (Abwehr-)Reaktionen des Individuums, in Hinsicht auf eine tatsächliche oder eingebildete Gefahr für sich selbst, nicht als Grundlage einer juristischen Verurteilung herhalten. Doch wälzt man Gesetzesgrundlagen einmal rings um den Kontinent, sieht man die Gegenwart tuberkulösen Schleim spucken: International gehegt und gepflegt, tümmeln sie sich noch immer zahlreich, diese Paragrafen § 175: wider der natürlichen Zucht.

Auch gibt es diverse Studien, in denen Probanden mit in Häufchenform servierter Mousse au Chocolat oder mit durch desinfizierte Kakerlaken in Kontakt gekommenen Orangensaft verköstigt werden sollten. Die Teilnehmer lehnten der Reihe nach dankend ab, obwohl vom aufgetischten Menü keine reelle Gefahr für ihre Gesundheit ausging. Das Unbehagen mochte rational unbegründet sein und war dennoch relevant genug die 'Speisen' zu verweigern. Ähnlich diesen Pudding-Versuchen, wurden intensive Pullover-Studien betrieben, mit dem Ergebnis, dass Besitztümer wie Kleidung, Autos oder Zimmer fremder und/oder unliebsamer Personen starke Ablehnung bei den Versuchspersonen hervorriefen. So wurde der eigene, ungewaschene Pullover einem frisch gewaschenen, aber zuvor einmalig von einem gesunden Fremden getragenen vorgezogen. Verstärkt wurde die Aversion gegenüber dem Kleidungsstück, wenn dem Fremden ein persönliches Unglück (z.B. ein amputiertes Bein), eine Krankheit oder ein moralischer Makel (wie eine Verurteilung wegen Mordes) anhaftete. Ob Mörder oder Krüppel – allein der Kontakt zu körperlich, wie charakterlich abstoßenden Menschen stellt eine Verletzung jenes (mehr magischen als) ethischen Codes der Reinheit dar. Angesichts der ganzen „Schutz- vor-Gefahren-Herkunftstheorien“, fragt man sich nur, inwiefern in grauer Steinzeit – denn soweit in **die Ursuppen** neigen die evolutionsgestützten Erklärungsansätze ja stets zurückge-

führt zu werden, tatsächlich von einer Gefahr für den Fortbestand der Horde auszugehen war, wenn da zwei von hundert Menschen-rudelmitglieder reproduktionsunwillig, da schwul waren, oder ob es die anderen Rudel-Mitmenschen eventuell eine feuchte Flatulenz interessiert hat, wer da wie mit wem, weil da eh vermutlich alle mit jedem... Darüber hinaus, die intellektuelle Reflexionsfähigkeit hierüber womöglich noch in den Pelzschuhen steckte, sodass ein allseits beliebter Erklärungs-ansatz in Hinsicht auf das Thema „Ekel vor Homosexualität" zumindest auf dem ein oder anderen Klumpfuß dahergehinkt kommt.

Doch wie das oben be-schriebene Experiment gezeigt hat: sich zu ekeln und tiefste Abscheu empfinden zu können, hat nichts mit Rationalität zu tun.

Ein weiteres, umfassendes Kapitel der Ekel-Forschung bekleidet – entschuldigt, dieses Kompendium an Minderheit-en-Klischees, doch was soll ich tun, wenn alles so ist wie es ist- die Frau.

Seit Beginn einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema, wurde Ekel stets mit der „(männlichen) Imagination der vetula, einwer ekelhaften, alten Frau" verknüpft. Dies zeigt Winfried Menninghaus in seinem Buch „Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung". Ob bei Kant, Nietzsche, Freud oder Batailles, überall findet sich das Bildnis der gealterten, deformierten und obszönen Frau als Inbegriff des Tabuisierten und Ausgestoßenen schlechthin. Faltig-runzelige Haut, Verfettung, ekelhafte Ausflüsse absondernde Körperöffnungen und körperliche Missbildung werden dem Erscheinungsbild der vetula zugeschrieben und stehen somit im absoluten Gegensatz zur schlanken und dynamischen Struktur des „ästhetischen Körpers" und dem klassischen Ideal des Schönen.

Folgen wir diesem klassischen Ideal zum zeitgenössischen Mittelpunkt der fleißig auf aalglatte Makellosigkeit hinretu-schierenden Geschmackskonvention, steht da der schlank-

elastische (Frauen-)Körper wie ein Strich in der Landschaft, einer fettleibigen Gesellschaft mit angeblich bis zu 70%igem Übergewicht gegenüber (Stern.de). In Fitness, Fashion oder Porno; ob in der Medienlandschaft des deutschen Fernsehens oder auf Werbetafeln lifestyle-bestimmender Unternehmen – überall wird der attraktive weibliche Körper zelebriert, erotisiert und standardisiert. Doch auch „allzu 'lautere Süßigkeit'" läuft, laut Menninghaus, schnell Gefahr, „an sich selbst in ein Ekelhaftes umzuschlagen".

So unterscheiden sich ein als adipöser Lepidopterologist (dt: schwammiger Schmetterlingskundler) gekleideter Dirk B., der im Dschungelcamp genüsslich Maden an würgend, nach Selbsterniedrigung gierende B-Promis verfüttert und eine Heidi K., welche zuckersüß „heute mal kein Bild" an ihre „Mädels" verteilt, oft noch weniger voneinander, als zwei Zapps mit der Fernbedienung. Den Höhepunkt beschreibt „Das Messie-Team", wenn es wieder einmal zum Missionszug bläst, um Deutschlands Vorzeige-Messies aus dem unwegsamen Siff ihrer Pissbuden zu entkernen und sie vor laufender Kamera dem Kakerlakennest und der Alk-Flasche entsagen zu lassen. Da kullern die blanken Tränen der Freude, wenn am Horizont der Hoffnung eine frisch gerettete Seele ihre alten Laster abstreift, um sich in ein neues, von nun an apfelgrüncreme-farben bewandetes und von Sideboards mit Dekovasen flankiertes Leben puzzeln zu lassen.

Dass vom Ekelhaften eine enorm voyeuristische Anziehungskraft auszugehen scheint, zeigen nicht nur die Einschaltquoten der erwähnten Formate privater Fernsehsender. Dazu gesellen sich zum Beispiel auch die Verkaufszahlen der „Feuchtgebiete" - Bestseller des Jahres 2008, in dem eine junge Frau detailverliebt von sexuellen Erfahrungen, Menstruationsblut, Urin, Eiter, Sperma, Smegma und kreativen Selbstbefriedigungspraktiken berichtet.
Die Medien-Ekel-Kiste erbricht unermüdlich neue Dimensionen der (un)tragbaren Formate, sodass man sich geradezu verzehren mag nach „Saló und die 120 Tage von Sodom"...

Ach, Ekel und Lust, schon wieder eine neue Facette; „Conspirators of Pleasure" noch ein interessanter Film.
Und Ekel als Treibmittel provokativer Kunst: die Regeln der Kultur aus Sicht dessen betrachten, was sie diskriminieren. Ist das modern oder schon wieder von gestern? Dada zum Beispiel wollte niemals Kunst sein...

„Die Anfänge des Dadas waren nicht die Anfänge einer Kunst, sondern die eines Ekels.[...] Ekel vor der Anmaßung jener Künstler, die sich als Stellvertreter Gottes auf Erden gebaren; [...] Ekel vor all den falschen Herrschaftsansprüchen und Restriktionen;[...] Ekel vor der Scheidung von Gut und Böse, Schön und Häßlich (denn warum ist es schätzenswerter, rot statt grün, links statt rechts, groß oder klein zu sein?)[...]"

Es ist schon ausgesprochen Bemerkenswert, dass der Mensch, als Träger eines Körpers, welcher ohne größere Anstrengung als der Hort der Ekelproduktion überhaupt

beschrieben werden kann, welcher in einer Umgebung Verdinglichung erfährt, die beständig millionenfache Arten kontaminativer Substanzen hervorbringt, also eigentlich von einem potenziellen Ekelschock vor sich selbst in den nächsten glitschen müsste, es bisher noch immer vermocht hat, die Energie aufzubringen, den Gegenstand seiner größten Abscheu nicht in sich selbst und seiner Umgebung zu finden, sondern auf Andere(s) zu projizieren. Könnte es in diesem Sinne nicht eigentlich abschließend wunderschön heißen „Wenn Jeden an Jedem was ekelt, sind wir alle ganz schön eklig und darin sind wir uns absolut gleich?" •

Geständnisse aus der alten Kantine

Text: Tobias Reisch Bild: Eva Pedroza

Tobias Reisch studiert Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation an der UdK, sowie Philosophie und Gesellschaftstheorie als Laie am Schreibtisch. Im AStA unterhält er das eigenart Referat.

Eva Pedroza ist eine argentinische Künstlerin, die ihre Arbeiten international ausgestellt hat und deren Explorationen sie nach Berlin geführt haben. Dort lebt sie jetzt und studiert Kunst und Medien an der UdK. Für weitere Informationen: evapedroza.com

Es gibt kaum ein erregenderes Thema, trotzdem wird das liebende Erleben so leidenschaftslos verhandelt. Links entzaubern die Pornos, rechts die Naturwissenschaften. Dazwischen presst sich eine romantisierte Romantik, quietscht eingeengt, will flüchten und besiedelt Stellen, an denen sie niemand zu suchen behauptet. Die nackten Körper erobern Räume, die gewissermaßen genug Naivität für die Liebe einräumen; erschließen sich neue dunkle, ruinenhafte Gebiete - annektieren Clubs und Diskotheken.

Eine Spurensuche: Im späten 18. Jahrhundert gerieten die wandernden Liebenden an einen messerscharfen Scheideweg. Die Romantik und die Vernunft standen und stehen sich seither als konkurrierende Weltangebote simultan gegenüber. Der vernünftige „Gebrauch der Lüste“ trieb die Triebe erstmals in unreine Räume. Sexualität an offenen Orten wurde schamvoll zensiert. Auch die elterliche Intimität wechselte erst im 18. Jahrhundert in die Sphäre des Privaten; das Kinderzimmer wurde aus dem Raum der Eltern ausgschlossen und damit baulich mit dem Rest der Welt verrechnet. Die Unreinheit bekam ihren eigenen Platz. Schlafzimmer feiern als Kapseln ihren evolutionären Sieg. Eine Verhinterzimmerung, die weiter ihre Nischen fräst.

„Gebrauch der Lüste“ titelt der zweite Band der „Histoire de la sexualité“ (dt. „Sexualität und Wahrheit“) des Diskurstheoretikers Michael Foucault (1926-1984). Die Reihe schreibt sich fort durch „Der Wille zum Wissen“ und „Die Sorge um sich“. Das vierte, komplettierende Werk „Geständnisse des Fleisches“ konnte Foucault vor seinem Aidstod nicht fertig stellen.

Heute erlebt die privatisierte Erotik hinter Computerbild-

schirmen ihre Pointe. Hier steigert sich die schamvolle Intimität in ihre unüberbietbare Form, ins ganz und gar alleine sein. Statt Me and You, Me and YouPorn.

Ein Bannspruch der Diskretion widerspricht damit seinem Masturbationsverbot. Die „wollüstige Selbstschändung“ (Kant) ist die „vernunftvollste“ Einrichtung seit dem Schlafzimmer und Selbstbefriedigung die letzte Konsequenz einer „vernünftigen“ Sexualpolitik. Eine radikal schamvolle Vernunft versteckt sich auch vor einem Geschlechtspartner.

Gleichzeitig erschließt sich die Sexualität auf ihrem zweiten Pol neue Welten; das Unreine besiedelt ihre Zimmer im Haus und ihre Orte in der Stadt. Bordelle legitimieren sich z.B. offensichtlich als Einrichtungen unvernünftiger Abweichungen (unsittlich ist nicht das Treiben im Bordell, unsittlich ist das Übertreten der Schwelle zum Bordell). Auch das amerikanische Motel ermöglicht die illegale Sexualität durch seinen ersichtlichen Funktionsausweis. Auch hier ist es das geparkte Auto vor dem Motel, welches sich versteckt hält, sich der Entlarvung entzieht und weniger das kopulierende Paar im Zimmer.

Bordelle und Motels sind keine Utopien. Es sind wirkliche und wirksame Orte, Widerlager, sie repräsentieren, bestreiten und wenden gängige Mentalitäten. Sie platzieren sich gegen das privatisierte Treiben im Schlafzimmer und erschaffen ihr eigenes, gedrehtes Regelwerk. In diesem Sinne heterotopisch stellen sich auch Clubs auf; die Diskothek ist vom Standpunkt des Normalen ein Anderswo.

Der Begriff Heterotopie (aus gr. „anderer Ort“) geht auf Michael Foucault zurück. Im Gegensatz zur Utopie sind diese Plätze verwirklichte Räume, die eigene Regelsysteme herstellen. Sie repräsentieren, verwerfen oder transformieren die Orte der restlichen Welt.

So weitet sich das Gesamtkonzept der Feier zum Happening aus. Es bindet sich an zwei klare Zeitschnitte, einen Anfang und ein Ende, welche zum Beispiel durch den ersten und letzten Drogenkonsum symbolisiert werden. Auch passiert der heterotopische Besuch in einem heterochronen Fenster, nachts, also zur anderen Zeit. Das Spiel mit den späten Stunden erhärtet die Ortsgrenze. ›

Eva Pedroza

Eva Pedroza

Eva Pedroza

Veranstaltungsankündigungen **lesen sich** als Einladungen in bessere Welten ohne Adressaten. Wer erwünscht ist, erfindet sich am Einlass. Und findet erst einmal den Einlass: Zugang bekommt nur das Publikum, welches im Kreise der Wissenden den Eingang erkennt. Türpolitiken bewahren die (als willkürlich inszenierte, aber hochselektive) zweite Stufe eines Systems der Öffnungen und Schließungen. Die Ausschließungen ziehen klare Wände. Systemtheoretisch gesprochen, ergibt sich eine Umweltdifferenz weniger durch gemeinsamen Bezug auf die Musik, die Mode oder sonstige kulturelle Zeichen, sondern durch den gleichsam gefundenen und gewährten Eintritt.

Wer reinkommt, verwächst in die Gemeinschaft am anderen Ort. Ganz offensichtlich beobachtet der Betroffene verschobene Regeln. Sei es der gemeinsame Kokainkonsum, sei es die öffentliche Darstellung von Nacktheit bis zur Kopulation auf der Tanzfläche. Hier darf jeder sein, wer er sein will, vorausgesetzt er will sein, was er hier sein soll.

Einer der Gäste singt Heideggers Lied: „Du bist einfach, einfach dieses Sein. Und das durch dieses Sein alle nur sein können ohne irgendwelche scheiß Vorgaben".

Die verwischten Gesetze werfen damit gleichzeitig einen entlarvenden Blick nach außen, sie machen sich lustig über die Gesellschaft, in der Praktiken als illegitim gelten, welche hier erfolgreich realisiert werden.

Der Club stellt damit gleich zwei Scheine des Illusorischen aus. Einerseits enttarnt er seine Umwelt als falschen Ort, in dem er ihre Regeln erfolgreich korrumpiert und hintergeht und der Gesellschaft damit ihre Unwirksamkeit vorführt. „Der hässliche Mantel der harten Realität wird an der Garderobe abgegeben", singt sich das Lied fort. Gleichzeitig zwingt der Ort sich selbst in die Rolle der reinen Vorführung, erstarrt als temporär gestrickte Gegenplatzierung. Denn man kann hier nicht einziehen. Man entwirft nicht bezugsfähige Bezüge. Die bessere Welt schrumpft so zur Erzählung von einer besseren Welt. Und zu einer erzählbaren besseren Welt. Man tanzt, ›

Eva Pedrosa

Eva Pedrosa

um nicht still zu stehen. Der andere Raum als Geschichtenfabrik liefert das Sinnmaterial, über das sich die Beziehung aktualisiert.

Diese trunkenen, rauschenden Räume scheinen weniger intime „Komplettberücksichtigungen“ (Fuchs) zu fördern. Doch gerade das unromantische Gebiet scheint hier in besonderer Form als Ermöglicher aufzutreten, zum Beispiel als Kontrastprogramm. Je dichter und lauter die Umwelt, desto eindeutiger die Grenze zwischen Intimsystem und seiner Umwelt. Erst der Dreck sagt was Nicht-Dreck ist, erst das Hässliche definiert das Schöne.

Gleichzeitig fangen Berliner Tanzlokale romantische Sinnverweise auf, formen und verkaufen sie. Die Bässe knarren in der Sprache der Sehnsucht. An zahlreichen Orten artikuliert sich das Ruinenmotiv. Sei es die Neuköllner Bar, wie beispielsweise das „Mamas“, sei es „der Tante Renate“, in denen das Alte, Zerfallene, Abgebröckelte inszenatorisch betont wird. In Als-Ob-Trümmerhaufen erleben die „vom Einsturz bedrohten“ Gemäuer jedes Wochenende ihre Quasi-Wiedergeburt.

Neue Gesetze, wahrgenommen als Zwanglosigkeit, unterfüttern gleichzeitig eine Bühne für das Theater des Wesenskerns. Eine Bühne, für eine „sich selbst verwirklichende“ Sexualität. Der Club richtet Zufluchtsorte ein, Kapseln anderer Art.

Die berühmtesten dunklen Ecken bietet in Berlin wohl der Kit Kat Club (kurz: Kitty) an. Durch die Sunrise-Parties Ende der 1980er Jahre in Goa, sahen sich die Veranstalter inspiriert einen Hybriden aus Fetisch- und Nu-Trance Club anzustoßen. Das Inventar verkörpert erotische Dinge, Dinge theatraler Darstellungspraktiken wie Sex-Schaukeln und Bondage-Vorrichtungen. Die Veranstalter sprechen von einer „Erlebnispolitik für Erwachsene“.

Weniger blümchenmäßig begreift sich das Kreuzberger „Club Culture Houze“; die Abende (ent-)kleiden Überschriften wie: „Adam and Eve im Lustgarten“, ›

Eva Pedroza

Eva Pedroza

„Wild Weekend“ und „Fist Factory“. Architektonische Leerstellen und dem Spiel verpflichteten Inventar stellen halb verschlossene, halb durchsichtige Sexstellen zur Verfügung. Kitty und Clubby, sie deuten nicht nur auf ein wirkliches und wirkendes Ausdrucksfeld, sie definieren erst den Möglichkeitsraum und jede Handschelle, jede Peitsche artikuliert ihre eigene kleine Formvorschrift. Sie verhandeln ihre besseren Welten, in denen Normen nur entweder mit größter Kraft erhalten bleiben oder sich quasi-natürlich neue Muster bilden.

Die „nicht-diskursive Verhandlung“ (Reichert) von Sexualität scheint nicht als Sonderphänomen derer Institutionen, die ihren Namen zum Programm machen (Stahlhammer, Ficken 3000). Was hier in Darkrooms passiert, geschieht woanders gnädig bedeckt, z.B. hinter den abschließbaren Türen der Toiletten.

Auf die Frage, warum man keine schöneren Orte dafür einrichte, antwortet mir eine Barkeeperin: „Wir sind ja kein Schmuddelladen. Das machen die hinter den Mülltonnen im Hof.“ •

Literatur:
Immanuel Kant: Metaphysik der Sitten.
Martin Reichert: Der Wandel des Darkrooms. Eine Woche im Ficken 3000.
Michael Foucault: Andere Räume.
Peter Fuchs: Liebe, Sex und solche Sachen. Zur Konstruktion moderner Intimsysteme.

Salon Juchmann

Text: Nisaar Ulama Bild: Yala Juchmann

Yala Juchmann ist Meisterschülerin von Josephine Pryde an der Fakultaet 1. In dieser von ihr organisierten Ausstellung geht es vor allem um eins: Raus aus Berlin!- vergesst nicht den Rest dieses Landes nur weil die anderen es tun.

Der öffentliche Raum – das meinte einmal einen nur **unscharf** einzugrenzenden Ort, oder vielmehr ein Ensemble von Orten, aus dem heraus und an dem sich Gemeinschaften bilden konnten. Ein Ort, der nicht notwendigerweise direkt eine politische Funktion innehaben muss, aber doch immanent politisch ist, weil er die notwendige Voraussetzung des Demos ist.

Man darf nicht die Fragilität und Kleinteiligkeit dieses Raumes unterschätzen. Vielleicht auch nicht seine Banalität:

Die Agora der griechischen Antike war nicht nur als Versammlungs- und Gerichtsplatz Geburtsort der Demokratie, sondern ebenso ein Marktplatz – auch Handel ist eine Form von Vergemeinschaftung.

Und in diesem Sinne haben auch die vielen kleinen Läden der modernen Innenstadt nicht nur Dienstleistungen und Konsumprodukte, sondern ebenso ein kleines Stück öffentlichen Raum angeboten.

Dieses Angebot ist heute zur leeren Metapher verkommen. Die Zentren der Städte boten, ob durch große Plätze oder verwinkelte Gassen und versteckte Läden einen besonderen Raum. Doch unter dem Diktat eines Marktbegriffes, für den Räume derart geglättet sein müssen, daß der Fluß des Konsums umso reibungsloser und unerbittlicher seinen Weg findet, blicken wir heute bloß noch in leerstehende Ruinen; Mahnmale für eine Zeit, als der Gang durch die Stadt zu einem Gang durch die Öffentlichkeit wurde. ›

Damen- und
Herren-Salon
Parfümerie
KLEENEX

‘Die Ausstellung ‘Salon Juchmann’ hat das Ziel eine Plattform für Gespräche über zeitgenössische Kunst zu bieten. Die sechs ausstellenden KünstlerInnen repräsentieren mit ihren Werken eine Vielfalt von Schaffensprozessen. Im begleitenden Programm wird das Spektrum von Herangehensweise und Umsetzungsstrategien in künstlerischer Arbeit thematisiert. Organisiert und kuratiert wird die Ausstellung von Yala Juchmann. Im Sauerland aufgewachsen, lebt und arbeitet sie als Künstlerin in Berlin.

Es wirkt wie ein verbales Nachtreten, daß sich die Konsumtempel in Industriegebieten und Randbezirken in einer unverschämten Lüge als Einkaufszentren bezeichnen – als ob sie es nicht sind, die die Stadtzentren ausbluten lassen. Das Einzige, was hier noch als zentral gilt, ist der Kapitalfluß. Folgerichtig degradiert diese Anti-Architektur jeden Menschen zum Konsumenten und verdrängt alle unerwünschten Elemente, die ihren Platz noch in den Nischen des öffentlichen Raumes fanden (Mittellose und Konsumunwillige, geringfügig rentable Geschäfte).

Das Wort Salon hat in seiner Geschichte sowohl etwas sehr privates, intimes und verstecktes, als auch etwas sehr exponiertes und öffentliches bedeutet. Aber gleich in welchem Modus, immer ist hiermit ein Raum der Zusammenkunft gemeint. Der Salon Juchmann lässt sich vielleicht als Versuch verstehen, Raum für ein neues Angebot zu schaffen: Nicht mehr Dienstleistung und Waren, sondern Kunst und Künstler wollen akzeptiert werden. Das Experiment lebt allerdings von einer Hoffnung, die gleichzeitig ihre Existenzbedingung ist: Dass sich nämlich jener Raum wiederbeleben lässt, in dem sich eine Öffentlichkeit finden kann. •

Auf der Suche nach der supperioren Kultur – eine Ethnographie zum satt werden

Text & Bild: Marina-Elena Heyink

Marina-Elena Heyink studiert eigentlich Sozial- und Kulturanthropologie sowie Geschichte an der Freien Universität Berlin, isst aber lieber unterwegs.

So erschienen in der 13. Ausgabe der ZAA, Zeitschrift für archivierte Anthropologie, aus der Rubrik Fast Vergessenes:

Wieder einmal freut sich die ZAA-Redaktion Ihnen das fast vergessene Lebenswerk eines glorreichen Völkerkundlers vorstellen zu dürfen: In dieser Ausgabe, exklusive Auszüge aus dem Feldtagebuch des Liebgott Löffelstil.

Zum Zeitpunkt seines Aufbruchs ins östliche Supperal, 1921, hatte der Berliner Liebgott Löffelstil das Studium der Völkerkunde bereits erfolgreich abgeschlossen. Er sprach zwölf Fremdsprachen, darunter Sanskrit und eine der zwei einzig überlieferten, prähistorischen Gebärdensprachen.

An den diversen Banketten dieser Welt hatte er sich nicht nur mit allerlei Heiratsriten, sondern vor allem mit der Multikulinariologie, der Weltspeisenkunde, vertraut gemacht, die sein wissenschaftliches Wirken und Werken bestimmte. Nachdem er 1920 'summa cum laude' über Die italienische Nord-Süd-Divergenz: Supperregionale Mischverhältnisse am Beispiel der Minestrone dissertiert hatte, zog es ihn

weiter in die Welt, getrieben von der Suche nach der 'supperioren Kultur', wie er Freunden und Kollegen seinerzeit anvertraute. Danach verliert sich seine Spur für uns. Ein tragischer Verlust.

Aber es war nicht das Schicksal eines Krieges, man denke an den jungen Robert Hertz, oder das Gelbfieber, das diesen herausragenden Völkerkundler zwang sein Feldtagebuch für immer zuzuklappen. Dieses Mal, so scheint es uns, war es die Sache selbst, an die uns, im besonderen dieser doch so große und verheißungsvolle Wissenschaftler, verloren ging. Aber lesen Sie selbst:

21. Februar 1921. Nachtlager am Supptang Pass, 19:47.

In dieser Nacht bietet mein Lager auf 3700 Höhenmetern einmal mehr mäßigen Komfort.

Mein Aufbruch aus dem Supperal-Tal liegt bereits vier Wochen zurück. Der Aufmarsch in den entlegensten Winkel dieses Gebirges verläuft schleppend und bereitet mir allerlei Seelenqualen.

Mein Reittier, eine Eselstute mit ungewöhnlich langen Ohren, ist zwar ein zähes und überaus trittsicheres aber ebenso faules Geschöpf. Sie scheint mehr am Genuss interessiert, den ihr der Ausblick auf die schneebedeckten Gipfel bereitet, als am eigentlichen Vorankommen.

Auch meine Träger, die ich in der Talregion anheuern konnte, scheinen alle Zeit der Welt auf den Marsch mitgebracht zu haben. Soll heißen, in den vergangenen vier Wochen kamen wir nur sehr langsam voran, was meinen von Wissensgier getriebenen Geist, ohnehin von der dünnen Höhenluft gereizt, zuweilen an den Rand der Verzweiflung drängt.

Doch jetzt endlich liegen die letzten Kilometer meiner Reise vor mir. Wir planen morgen im Dorf Keru, der Heimat der Thugparis einzutreffen.

Vom thugparischen Wort thugpa 'Suppe, Linseneintopf, Erbsenbrühe' – Suppenmenschen

Meine Recherche im Berliner Archiv der Völkerkunde ergab bislang nur wenig brauchbare Information über die sog. Suppenmenschen.

Dennoch, die spärlichen Quellen sind sich einig, dass es sich bei den Thugparis um ein Bergvolk ganz besonderer Natur handelt:

So habe ich beispielsweise erfahren, dass ihre Haut über den jahrtausendelangen Verzehr von Hülsenfrüchten einen linsengrünen Ton angenommen habe. Die ausschließlich flüssige Ernährungskultur der Thugparis soll zu einer Rückbildung ihrer Gebisse geführt haben. So seien ihre Münder von der Zahnlosigkeit ganz eingefallen und wiesen, wie bei unseren Alten, viele Falten auf. Diese Hautlappen schmückten sie mit Ringen, die sie aus hölzernen und metallenen Suppenlöffeln herstellten. Anstelle der Augen, würden in ihren Höhlen zwei kleine Suppenfeuer lodern und ihre langen schwar- zen Haare seien, auch bei den Männern, stets zu exakt fünfeinhalb dicken Zöpfen zusammengeflochten, damit sich kein Haar in die Suppe verirre und den Sud verderbe.

Des weiteren fand ich am Institut für Multikulinariologie Schriften, die behaupten, die Thugparis versetzten sich durch den Verzehr ihrer flüssigen Speisen in eine Trance. Unter deren Einfluss tanzten sie dann stundenlang im Kreis um ein großes Lagerfeuer, das sie Suppenfeuer nennen. Ihre Suppen sollen Euphorie, ja unbeschreibliche Glücksgefühle auslösen. Der Kolonialist Panen la Sopa gilt bislang als einziger, der je von einer Reise in ihr Dorf Keru zurückgekehrt ist und er berichtet in diesem Zusammenhang, schon ein einziger Löffel des thugparischen Linsensuds habe

ihn in Ekstase versetzt!

Ich war überwältigt. Sofort ward mir klar, dass ich ausziehen müsse, diese Suppkultur zu finden, zu untersuchen, sie auf Sud und Siede zu testen. Und sollte dem tatsächlich so sein, dass wir es hier mit den besten Suppenköchen der Welt, der supperioren Kultur, zu tun haben, dann will ich ihr als erster Forscher begegnen, ihr spezifisches Mischverhältnis stu**die**ren und im Dienste der **Multikulinariologie** archivieren. Um es kurz zu machen – ich bin auf der Suche nach der geheimen Rezeptur!

24. Februar 1921. Keru, 16:02.

Vorgestern bin ich im Dorf Keru eingetroffen. Es liegt nicht – wie erwartet – hoch oben auf einem der Gipfel, sondern versteckt sich in einem der zahlreichen Talkessel des östlichen Supperal.

Der Mann, der sich mir zu Beginn unserer Expedition als Führer angeboten hatte, lenkte unseren Tross auf einem kleinen Pfad, entlang einer überschaubaren Zahl weiß verputzter Häuser auf eine mondrunde Freifläche. Es schien, wir befanden uns mitten auf dem Dorfplatz.

Um einen Emaillekessel, von der monströsen Erhabenheit und Größe eines unserer modernen Automobile, saßen gut fünf Dutzend Männer, Frauen und Kinder im Schneidersitz auf dem steinigen Boden. Es dauerte ein paar Sekunden bis sie unsere Ankunft zu registrieren schienen. Dann aber löste sich eine kleine Gruppe von den Sitzenden, um uns zu empfangen. Ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich den Thugparis zum ersten Mal in ihre freundlichen Augen sah. Zum einen natürlich, da es sich tatsächlich um gemeine, menschliche Sehorgane handelte und nicht um lodernde Flammen. Zum anderen, weil aus diesen Augen zwar eher mäßiges Interesse, dafür aber eine Freundlichkeit sprach, die keinerlei feindselige oder gar kriegerische Absichten verriet. Ein gelungener erster Augenblick, denn wie wir alle wissen, kann sich selbst der erfahrenste Forscher unserer Zeit in den abgeschiedeneren Regionen unseres Planeten nie ganz sicher sein, ob man ihn willkommen heißen oder zum Teufel jagen wird. Haben diese Fremden, die er aufsucht, oft noch nicht von seiner Wissenschaft und deren Vorteilen gehört. Einer meiner Träger, der thugparischen Sprache mächtig, half mir in besagtem Moment Kontakt zu den Eingeborenen herzustellen.

Um das Verhandlungsinteresse der Thugparis zu wecken, überhäufte ich sie sofort mit kostbaren Geschenken. Aus der südlichen Küstenregion hatte ich wertvolle Münzen und muttene Perlen mitgebracht. In der vorausschauenden Absicht die Thugparis zu beeindrucken, habe ich in der Tat einen Großteil meines Vermögens in diese Schätze investiert. Die Münzen schienen sie kalt zu lassen. Der Sack erbsengroßer Perlen hingegen, schien den Eingeborenen große Freude zu bereiten. Rasch wurde er von einigen hinfort getragen – hatte ich es doch gewusst, dass selbst das primitivste Gemüt an diesem Korall ästhetischen Gefallen finden würde.

Obwohl mir daran gelegen war, tauschten wir keine weiteren Floskeln des Kommens oder Willkommens aus. Umgehend wurden wir gebeten uns am Feuer, im Kreise der anderen Dorfbewohner niederzulassen. Mit einer Suppenkelle, deren Volumen anbetracht dieses riesigen Kessels angemessen erschien, wurde Suppe in die Krüge der Umsitzenden verteilt. Uns Neuankömmlingen hingegen wurde der wohltemperierte Sud direkt in die zum Kelch geformten Handflächen gegeben. Wie ungewohnt.

An diesem Tag sollte ich aber nicht nur den Thugparis zum allerersten Male begeg-

nen. Nein, ich machte auch noch Bekanntschaft mit dem gefährlichsten aller Hindernisse im Feld – dem Missverständnis:

Begierig führte ich meine suppengefüllten Hände zum Mund, in der ungewissen Erwartung einer Trance oder Ohnmacht. Gleich nahm ich einen großen Schluck. Meinen rechten Backenzahn durchfuhr ein furchtbarer Schmerz! - Ich hatte auf eine Perle gebissen.

26. Februar 1921. Keru, 13:05.

Wenn auch immer noch mit Zahnschmerzen, habe ich gestern mit dem Sammeln konkreter Daten begonnen. Ich zähle: 3900m über dem Meeresspiegel, 10 Häuser, 83 Dorfbewohner, 4 Ziegen- und 2 Yakherden, 34 Hunde und 97.302 divergierende Steinformationen.

Die Thugparis, sie werden mir von Tag zu Tag zutraulicher und angenehmer.

Sie haben mir eine kleine Kammer in einem ihrer Häuser zugewiesen und bewirten mich dort sehr artig. Da die Nächte hier oben kälter sind als unten im Tal und ich aus Gründen der Reiseorganisation auf schwere Wollpullover und lange Unterhosen verzichtet hatte, nahm ich auch die mir angebotene Kleidung gerne an.

Allerdings bereitet mir das Tragen der einheimischen Tracht ungeahnte Schwierigkeiten.

Zur hiesigen Garderobe zählen ein linsengrüner Einteiler, Mütze, Schal und Fäustlinge aus buntem Filz, sowie lederbesohlte Schuhe aus Ziegenhaar, die mich in Form und Farbe an das Fußkleid eines Harlekin erinnern. Auch das dunkelrote Überkleid aus verwebtem Yakfell verleiht mir eher den Schick einer Kreatur aus dem Zirkus, als den Anmut eines ernstzunehmenden Wissenschaftlers.

Heute Morgen hatte ich mich bereits in Einteiler, Mütze, Schal und Schuh gequält, als ich daran ging die Yakfelltunika anzulegen. Dies bedarf wohl einiger Konzentration mehr, als ich sie aufbrachte. Schnell blieb der kratzige Schal in der fast drei Meter langen Stoffbahn hängen und ich wiederum in dieser. Gereizt, ob dieser unpraktikablen Klamotte, riss ich den linken Arm in die Höhe, die letzte Bewegung, die mir in meinen selbst angelegten Fesseln noch möglich war. Welch ein Dilemma! Der Arm riss an der Stoffbahn, die Stoffbahn riss am Schal und der Schal am Hals. Die Luft blieb mir weg, die Mütze rutschte über die Augen. Heillos im Yakfell verheddert, stolperte ich blind über die immensen Schuhspitzen vorwärts. Die Besucher eines jeden Berliner Lichtspielhauses hätten wahrlich Freude an diesem Bild gehabt. In einer letzten Schrecksekunde projizierte der Kinematograph 'AUTSCH!' und 'RUMMS!' an die Leinwand meiner mützengeblendeten Augen!

In diesem Moment zog mich jemand am Anzugbund zurück und bewahrte mich vor dem Fall kopfüber. Nach Würde ringend, zog ich mir die Mütze aus dem Gesicht. Mein Retter war mein Gastgeber Tsering Dorje, ein winziger Thugpari mit besonders vielen Löffelringen im Gesicht. Nun stand er vor mir und bäumte sich auf. Dann schüttelte es ihn und er krümmte sich. Die Tränen schossen ihm in die Augen. Er wand sich unter den Schmerzen eines gewaltigen Lachanfalls. Jetzt war es an mir, mich zu revanchieren, ich wollte ihn seinerseits vor dem Ersticken retten, indem ich ihm in die Rippen boxte: „Das ist nicht lustig!“, krächzte ich. Tsering Dorje kugelte sich nun kreischend vor Freude am Boden - Die Thugparis, sie lassen nie, niemals, die Gelegenheit aus von Herzen über eine Peinlichkeit zu lachen.

[…]

17. Juni 1921. Keru.

Viel Neues gibt es seit meinem Eintrag vom 25. Mai nicht zu verzeichnen. Dennoch war der letzte Monat keinesfalls eintönig. Denn im Dorf Keru, so lehrt mich meine Beobachtung, begreift man Ereignislosigkeit und Langeweile nicht synonym.

Im Gegenteil! Die Thugparis sind tunlichst bestrebt, sich durch nichts, keiner Form von außerordentlichem Aufsehen, keiner Aufregung oder gar Sensation, bei ihren täglichen vier Mahlzeiten, die stets zu gleicher Stunde stattfinden, stören zu lassen. Und weil ihre Tagesabläufe so durchdrungen sind von Regelmäßigkeit, überrascht es mich umso mehr, dass ihr Wirtschaften in völlig disziplinlosen Bahnen zu verlaufen scheint. Auch nach so vielen Monaten hier, erschließt sich mir weder eine Besitzstruktur im Ackerwesen, noch ein geregelter Arbeitszyklus.

Als ich mich bei Thupstan, einem alten Thugpari, der den Großteil seiner Tage damit zu verbringen scheint, am Suppenfeuer auf die nächste Mahlzeit zu warten, nach dem rechten Zeitpunkt der Linsenernte erkundige, antwortet er mir:

„Die Erfahrung sagt uns, dass die Erntezeit fast immer gleichzeitig mit der Ernte einsetzt."

Hinzu kommt, dass die Thugparis ein gänzlich schriftloses Volk sind, was ihre Wirtschaftlichkeit, meiner Meinung nach, eklatant beeinträchtigt.

So beobachte ich immer wieder, wie Buben und sogar deren Großmütter, zwei Bevölkerungsgruppen, die ja in fast jeder Gesellschaft als die ungeniertesten auftreten, in das Haus eindringen, das als gemeinschaftliches Lager für Hülsenfrüchte, Wasser und Heu dient und sich dort die ein oder andere Hand getrockneter Erbsen aneignen, um sich zwischen den Suppenmahlzeiten einen kleinen Imbiss zu genehmigen. Diesen Dreistigkeiten könnte man leicht Einhalt gebieten, indem man Buch über die vorhandenen Bestände führte, also Inventur betriebe.

Als ich meinem Freund Tsering Dorje davon berichte und auch erwähne, dass ich mir bereits den ein oder anderen bescheidenen Gedanken über die Erfindung einer geeigneten Ziffernschrift gemacht habe, mit der man größere Mengen Erbsen nach Art, Menge und Wert aufführen könne, lacht er: 'Aber Liebgott, jeder Esel weiß doch, dass die Erbsenzählerei unglücklich macht.'

Denn einmal sei der Große Thugpa vom höchsten Gipfel, von wo aus er mit seinem geruhsamen Reittier, einem Langohresel, normalerweise die Aussicht genieße, zu den Menschen heruntergeritten, um ihnen das Schrifthandwerk und die Mathematik zu bringen. Sofort hätten die Menschen ihr neues Potential genutzt und sich daran gemacht ihre Dorfhabe in Zahl und Ziffer zu verzeichnen.

Zu Beginn sei das auch sehr lustig gewesen und hätte allen viel Spaß gemacht. Dann aber habe einer der Thugparis, ein verwirrtes Gemüt, wie Tsering Dorje betont, am Suppenfeuer das Gericht verbreitet, der Große Thugpa habe nicht nur das Aufschreiben der Güter verlangt, sondern auch das Überschreiben aller Habe an jeweils einzelne.

Daraufhin sei ein regelrechter Überschreibungswahn ausgebrochen. Aus Angst nicht mehr satt zu werden, versuchte nun jeder Thugpari seinen eigenen Namen mit möglichst vielen seiner ihm überschriebenen Bleistifte in die Kopfzeile einer Liste einzuschreiben, damit die darauf verzeichnete Anzahl Erbsen ihm gehöre. Die Menschen hatten auch begonnen sich gegenseitig in den Kessel zu hauen und überschrieben des Nachts heimlich, bereits eingetragene Namen mit ihrem eigenen.

Die Erfindung des Radiergummis habe zur Erfindung wischfester Tinte geführt und schließlich zum 30jährigen Erbsenkrieg, in dem sich die feindlichen Lager mit Geschossen aus zusammengeknüllten Pamphleten und Schmähschriften bewarfen.

Die Menschen saßen nämlich dem Irrtum auf, das Geschriebene sei Gesetz.

Über die Streitereien hatten die Menschen das Leben um sich herum so sehr vergessen, dass keiner mehr das große Suppenfeuer geschürt hatte. So war es ausgegangen. Der Große Thugpa war sehr böse darüber geworden. Laut wie der Donner brüllte er in den Talkessel herab: „Wisst ihr denn nicht, dass die Erbsenzählerei unglücklich macht? Das weiß sogar mein Esel!“, und er hatte den Menschen das Zählen und Schreiben wieder abgenommen. Seither war Ruhe im Dorf.

[…]

03.08.1921. Keru, 0:21

Ich sitze am Suppenfeuer, vor mir steht meine Schale, randvoll mit dem wohlschmeckendsten aller Eintöpfe. Neben mir sitzt ein sehr, sehr alter Thugpari. Als ich in sein Gesicht sehe, fühle ich mich plötzlich auf sonderbare Weise an meinen Doktorvater erinnert. Er zeigt sein zahnloses Lächeln. Seine Löffelringe klappern, als er sagt: „Du willst die geheime Rezeptur, mein Junge? Dann hol sie Dir endlich – schmecke sie heraus!“ Ich will sofort tun, wie mir geheißen, führe die Schale zum Mund und nehme einen übergroßen Schluck. Die Suppe ist ungewohnt heiß, ich verbrenne mir die Zunge. Ich will die Suppe ausspucken. Aber plötzlich spüre ich, wie sie sich weit hinten in meinem Rachen zu beschriebenem Papier verwandelt. Das geheime Rezept! Ich will es hinaus prusten, aber das Papier scheint in meinem Hals aufzuquellen, wird mehr und mehr. Ich muss würgen. Ich, ich bekomme keine Luft mehr! Hilfe, Ich ersti … und ich wache aus diesem entsetzlichen Albtraum auf. Vor exakt 21 Minuten. Seitdem sitze ich hier, schlaflos über meine Notizen der letzten Monate gebeugt, in schwere Selbstzweifel versunken.Über das thugparische Leben, scheine ich das eigentliche Ziel meiner Forschungsreise vollkommen aus den Augen verloren zu haben. Die Auswertung meiner Notizen ergibt nichts, rein gar nichts. Sie gibt nicht einmal den kleinsten Hinweis darauf, dass ich auf der Suche nach der geheimen Rezeptur auch nur einen Schritt weiter gekommen wäre. Ich schäme mich. Ich habe mich wahrlich gehen lassen. Ich habe mich am Suppenfeuer satt gegessen und in die Flammen geglotzt. Meine wirren Notizen sind keinen Heller, keinen Schritt meiner beschwerlichen Anreise wert. Ich hätte gar nicht erst herkommen brauchen. Was für ein Wissenschaftler bin ich nur? Bronislaw Malinowski wäre das nie passiert!

„Und gleichzeitig …“, sagt eine leise Stimme aus der Magengegend, als würde die Suppe selbst zu mir sprechen: „Die Erfahrung sagt uns, dass das Ende der Suche fast immer gleichzeitig mit dem Finden einsetzt.“ - ich habe den Verstand verloren.

Eines schönen Tages im Supperal:

Die Niedergeschlagenheit jener Nacht löste sich so schnell in Wohlgefallen auf, wie die rechte Prise Salz in der Minestrone, als mich Tsering Dorje am folgenden Morgen zum dzadgo – Suppenfest – lud.

Im Mittelpunkt einer Feierlichkeit wie dem dzadgo, steht das große Suppenbereiten und mir ward vergönnt diesem Ereignis so nah und leibhaftig beizuwohnen, dass ich jedes Detail genaustens aufzeichnen konnte: […]

Einschub der Redaktion *Dieser Ankündigung folgt eine vierundfünfzigseitige Beschreibung der Zubereitung einer Linsensuppe, die wir dem Leser an dieser Stelle und so leid es uns tut, aus ökonomischen Gründen leider vorenthalten müssen. Interessenten werden gebeten, sich im Archiv zu melden. Der Autor fährt fort ...*

…und als ich so über meine Schale gebeugt, im Kreise meiner Freunde, zufrieden den heißen Linsensaft schlürfe, da fällt es mir wie Erbsen von den Augen:

Das thugparische Leben, es bedarf doch gar keinem Rezept!

Der Thugpari, satt will er sein. Suppe macht satt und Suppe wird im Kessel gekocht, nicht auf dem Papier.

Was soll der supperiore Koch sich da aufhalten, mit der rechten Prise, dem Esslöffel – gestrichen oder gehäuft? Wie viel war das noch gleich – zwei oder drei eischwer? Ach was.

Jeder Thugpari (und übrigens auch jeder Esel) weiß, wer zu lange auf's Rezept glotzt, dem brennt die Suppe an. Wozu also das Rezept? Was zählt ist die Rezeption! – ich bin satt. •

The House of Dancing Water – Über die aktuelle Entwicklung der ephemeren Szenografie für die Entertainmentindustrie

Text: Nebojša Tabacki

“Empty your mind. Be formless, shapeless, like water. Now, you put water into a cup - it becomes the cup. Putting it into a teapot - it becomes the teapot. Look, water can flow, or creep, or drip or crash. Be water, my friend.”

Bruce Lee - Der Weg eines Kämpfers. Regie, Produktion und Buch: John Little, 2000. Minute 27:54 ff

Nebojša Tabacki ist Doktorand an der Universität der Künste, Fakultät Gestaltung. In seiner Dissertation forscht er über die Einflüsse des modernistischen Architekturerbes auf die progressiven, szenografischen Konzepte der 1960er und 70er Jahre. Er arbeitet als freischaffender Szenen-, Bühnen- und Kostümbildner.

Der herrschende Trend in den Entertainmentindustrie-Städten wie Las Vegas oder Macao am Anfang des 21. Jahrhunderts heißt high quality. Die Hotel- und Casino Manager wollen den Besuchern eine hohe Qualität von Angeboten präsentieren, egal ob es sich um Casinos, Hotels, Restaurants oder um Unterhaltung handelt. Aus dem harten Kampf um die Besucher entstand ein Wettrennen des Managements mit dem Ziel, die originellste und aufwendigste Show in ihren Hotels auf die Beine zu stellen. In der heutigen Zeit des Turbokapitalismus werden in China für solche Attraktionen keine Kosten und Mühen gescheut und den Ideen sind keine Grenzen gesetzt. Ein Beispiel dafür ist die Produktion „The House of Dancing Water“, eine Extravaganza der besonderen Art.

Es handelt sich um eine Unterhaltungsshow, deren märchenhaftes Narrativ die Zeit der Legenden wiederbelebt. Es wird von der Reise eines Helden in ein Abenteuerland erzählt. Er befreit, mit Hilfe seiner Gefährten, die in Ungnade ihrer Stiefmutter gefallene Prinzessin und besiegt die herrschende

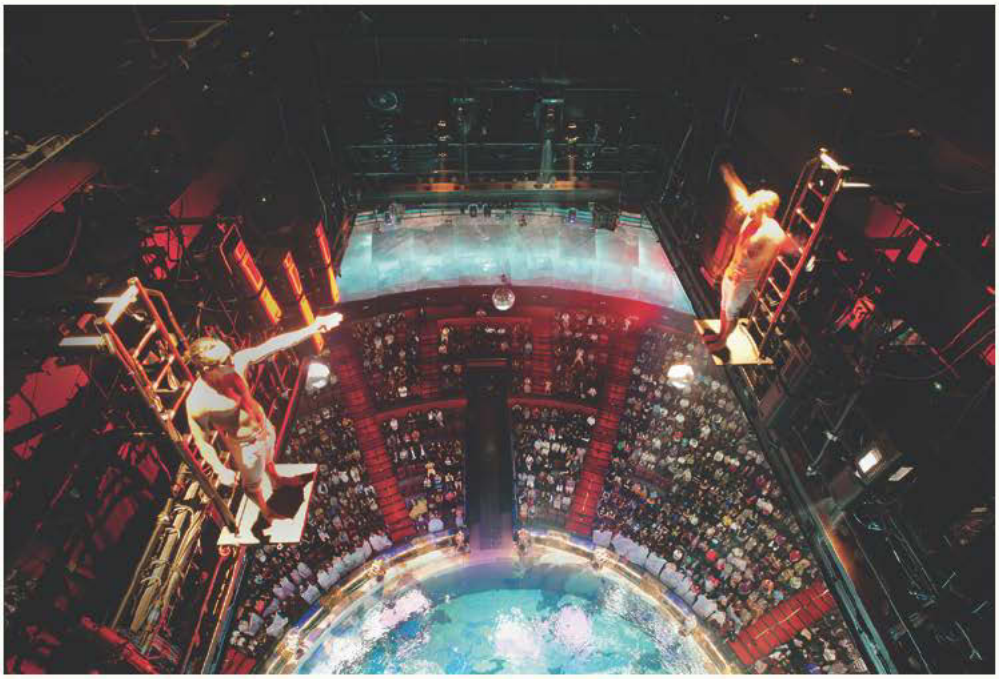
Hexe. Die Show stellt eine Mischform aus Wasserspielen, Akrobatik- und Tanztheater dar. Der traditionsreiche Austausch zwischen dem westlichen und fernöstlichen Theater, welcher den Übergang der theatralischen Zeichen von der Sprache auf den Körper kennzeichnete, erreicht hier den artistischen Höhepunkt. Die Show entfernt sich jedoch von ihrem Pendant Cirque du Soleil, weil die einzelnen, zirkusartigen Szenen die Umrisse eines Drei-Akt-Dramas andeuten. Die Produktion „The House of Dancing Water" bietet ein Feuerwerk an atemberaubenden Acts wie Wassersprung, Motocross- und Trapezakrobatik, die durch ihren hohen Risikofaktor beeindrucken. Die weltweit einmalige, kinetische Bühne sorgt ebenso für Erstaunen. Der Hauptcharakter der Performance ist aber nicht der Held oder die Bühne, sondern das Wasser, um das alles andere aufgebaut ist - sogar das Theater selbst.

Diese Wassershow-Extravaganza erforderte nicht nur eine spezielle Szenografie für die Show, sondern auch den Entwurf und Bau eines Theaters mit 2000 Zuschauerplätzen, damit die speziellen Anforderungen der Show erfüllt werden können. Das Theater ist in der Form einer Arena mit einer kreisförmigen Bühne in der Mitte gebaut. **Ein komplexer Bühnenunterbau**, gefüllt mit der Wassermenge, die für ca. fünf olympische Schwimmbäder benötigt wird, befindet sich unter der Bühne. Die Versenkung der Bühne verwandelt sie in ein Wasserbecken, das als parallele Bühnenebene funktioniert. Der Bühnenboden hat kreisförmige Öffnungen, die mit Stromanschlüssen ausgestattet sind, um Wasserstrahlen per Stromschlag in verschiedenen Kombinationen bis zu 70m hoch katapultieren zu können. Diese komplexe szenografische Maschinerie ist einerseits ein technischer Apparat, aber gleichzeitig ein Wahrnehmungsapparat, der spezielle Wahrnehmungsformen ermöglicht. Das Publikum wird hier einer Facette von Gefühlseindrücken ausgesetzt, die dieser kinetische Bühnenraum

vermitteln kann. Als Zuschauer wird man ein Teil des Hi-Tech-Spektakels - wie in der Tradition des antiken Rom, weil man auf einem Schlag abwechselnd Sportwettbewerb, Zirkus und Theater beobachten kann. Manche werden sogar durch die eigenen, nassen Kleider (die ersten Zuschauerreihen bekommen Handtücher) daran erinnert, an einem adrenalin-haltigen Ereignis teilgenommen zu haben. Der Reiz der Show liegt aber vor allem in Augenblicken, in denen entweder ein Formenspiel aus Wasser oder ein gefährlicher Stunt magische Momente bescheren, die für ein paar Sekunden den Atem stocken lassen.

Mit Hilfe der mechanischen und hydraulischen Ausrüstung wird die komplette Szenografie aus dem Wasserbecken unterhalb der Bühne nach oben gebracht und verschwindet nach der abgespielten Szene wieder im Wasser. Abgesehen von einigen gebauten szenografischen Elementen (Brücke, Haus, Schiff), wird das sämtliche Potenzial des Wassers als Szenografie ausgenutzt. Die Hi-Tech-Apparatur gewährleistet das schnelle Entstehen und Verschwinden der flüssigen Formen von größeren Wassermengen und ermöglicht damit fließende Übergänge von einer Szene in die nächste. Neben der „Selbstdarstellung" als Meer, Regen oder Wasserfall wird das Wasser in der Kombination mit Stromanschlüssen benutzt, um ein breites Spektrum an offenen und geschlossenen räumlichen Formen darzustellen. Ihre zahlreichen semiotischen Referenzen bleiben offen und ihre Deutung ist den Zuschauern überlassen. Um dies zu schaffen, wurde Hochtechnologie eingesetzt, wie zum Beispiel Pumpen für die Hebung und Senkung von Bühnensegmenten, die üblicherweise für das Starten von Kampfflugzeugen verwendet werden. Der Wechsel von szenografischen Elementen findet in den Wasserkanälen unter der Bühne statt, wo ein Team von professionellen Tauchern alle Veränderungen betreut. Die schwere Maschinerie unter der Wasseroberfläche verändert mehrmals ihre Position während der Aufführung, was für die Performer gefährlich werden könnte. Es werden deswegen Taucher eingesetzt, die alles, was unter der Wasseroberfläche passiert, kontrollieren - inklusive der Landungen der Performer im Wasser. Um reibungslose Aufführungen zu gewährleisten, sind bei jeder Vorführung 130 Mitarbeiter des technischen Teams im Einsatz.

Dieses Projekt demonstriert, wie die Grenzen zwischen Szenografie, Architektur, Technologie und Ingenieurswissenschaften kontinuierlich weiter verwischen, damit die innovativen Konzepte der Entertainmentindustrie am Anfang des 21. Jahrhunderts umgesetzt werden können. Im Unterschied zu



den Ambitionen der wichtigsten Vertreter der szenografischen Moderne der 1960er Jahre wie Sean Kenny und Josef Svoboda, die das Bauen von flexiblen Theatern für jegliche Art der Inszenierungen befürworteten, bewies die Entwicklung der Hi-Tech-Szenografie eine Gegenthese, die heute ihre Umsetzung zumindest finanziell rechtfertigt – ein Theater für eine Produktion. Die Aufgaben der Szenografen und ihr Berufsbild wurden durch solch innovative Produktionen verändert. Der Szenograf Michel Crête entwarf für „The House of Dancing Water“ sowohl die Szenografie als auch (zusammen mit Pei Partnership Architects) das Theater für die Show. Damit setzte er wenigstens einen Teil des Ideals durch, für welches seine Kollegen Kenny und Svoboda seit den 1960er Jahren plädiert hatten: Das Theater für die Show wurde

von Innen heraus organisch entwickelt, um den Anforderungen für eine innovative Szenografie gerecht zu werden; es kann aber lediglich einen Satz neuer Bewegungsmuster umsetzen.

Je origineller der neue kinetische Raum in der Hi-Tech-Szenografie wird, desto unflexibler wird er. Dies liegt letztendlich an der Natur des Originals - einzigartig zu sein. Dieses Phänomen ist in seinem modernistischen Ursprung so stark verwurzelt, dass man sich fragt, ob dem schwer lastenden Erbe überhaupt zu entkommen ist. Handelt es sich hier um eine stilistische Entwicklung der Hi-Tech-Szenografie oder um eine Imitation des vergangenen Stils? Aus der Sicht des Literaturtheoretikers Fredric Jameson ist die stilistische Innovation in der postmodernen Gesellschaft gar nicht mehr möglich. Warum beschäftigt man sich dann heute noch mit den technologischen Innovationen in der Szenografie, wenn sie anscheinend in eine Sackgasse führen?

Wenn solche Produktionen erfolgreich sind, dienen sie meist als Lockvogel für die Casinos oder als Geldmaschinen für ihre Investoren. Laut Wikipediaquellen kommt heutzutage nur noch ein Viertel der Einnahmen in Las Vegas von den Casinos. Die restlichen drei Viertel steuern die Shows, Souvenirläden und Luxusgüter bei. Der ursprüngliche Grund für die Auseinandersetzung mit der Technologie, der seit Anfang des 20. Jahrhunderts aus den Anforderungen der Dramaturgie oder aus dem Wunsch, neue kinetische Theaterräume zu schaffen, abgeleitet wurde, scheint auf der Strecke geblieben zu sein. Warum also machen die Szenografen noch mit? Bezugnehmend auf „The House of Dancing Water“ gibt der Szenograf Michel Crête die einfache Antwort auf diese Frage – „If you can bring a little of happiness in everyday life of people, it’s great”

› Behind the scenes, The Journey into The House of Dancing Water. http://www.youtube.com/watch?v=IkX3b4RlOVo&feature=related. (Zugegriffen: 10. Dezember 2011).

Dies mag sich wie ein Echo der Aufklärungstheorie anhören, die von Poststrukturalisten schon längst für gescheitert erklärt worden war. Die Hi-Tech-Szenografie brachte aber am Ende das Theater genau dorthin, wo es die Visionen von Modernisten wie Kenny ebenfalls führten - zurück zu den Menschen und zurück zu den Orten der Unterhaltung für alle - oder für fast alle. Jedenfalls für diejenigen, die sich teure Eintrittskarten leisten können.

Die heutige Phase in der Hi-Tech-Szenografie, welche die Weiterentwicklung der ephemeren, szenografischen Formen steuert und sie unaufhaltsam nach vorne bringt, demonstriert sicherlich eine von vielen Stationen auf der Entdeckungsreise nach Möglichkeiten ihres Daseins in der globalisierten Welt. Interessanterweise brachte der Einsatz der hochentwickelten Technologie tatsächlich eine Instabilität in das Konzept für „The House of Dancing Water“, zumindest bei den Performern

Bilder mit freundlicher Genehmigung von City of Dreams, Estrada do Istmo, Cotai, Macau, http://www.cityofdreamsmacau.com

und beim Wasser, und unterminierte manche Ideen von Kenny und Svoboda. Aus dieser Sicht betrachtet, wurden die Erwartungen von manchen Postmodernisten wie z.B. Lyotard bezüglich der Anwendung des Wissens und der Wissenschaft erfüllt. Laut Lyotard sollen wissenschaftliche Innovationen dafür verwendet werden, um die alten Konzepte zu destabilisieren und neue Konzepte zu schaffen. Dies weist auf die Entwicklungskurve der Hi-Tech-Szenografie hin - unabhängig davon, ob sie diese Phase selbst gewählt hat, oder in sie hineingeraten ist. Durch ihre enge Verknüpfung mit dem Kapital konnte sich diese fragmentarische Spalte in der Szenografie dem multinationalen Kapitalismus nicht entziehen. Eine andere Erkenntnis ist aber noch wichtiger: Die aktuelle Phase der Hi-Tech-Szenografie, die mit dem ephemeren, kinetischen Potenzial der Bühne eng verknüpft ist, ist nicht als die endgültige Verwirklichung einer Idee anzusehen, sondern nur als eine weitere vorantreibende Station einer aufregenden Entdeckungsreise. •

Und wieder mal schön

bei Pinguin jedruckt...

▸▸ www.pinguindruck.de

Vom Suppalen

Text: Konstantin Daniel Haensch
Bild: Thoka Maer

“When a tree is growing, it’s tender and pliant but when it’s dry and hard, it dies.”

Andrei Tarkowskis Сталкер (Stalker 1978/79)

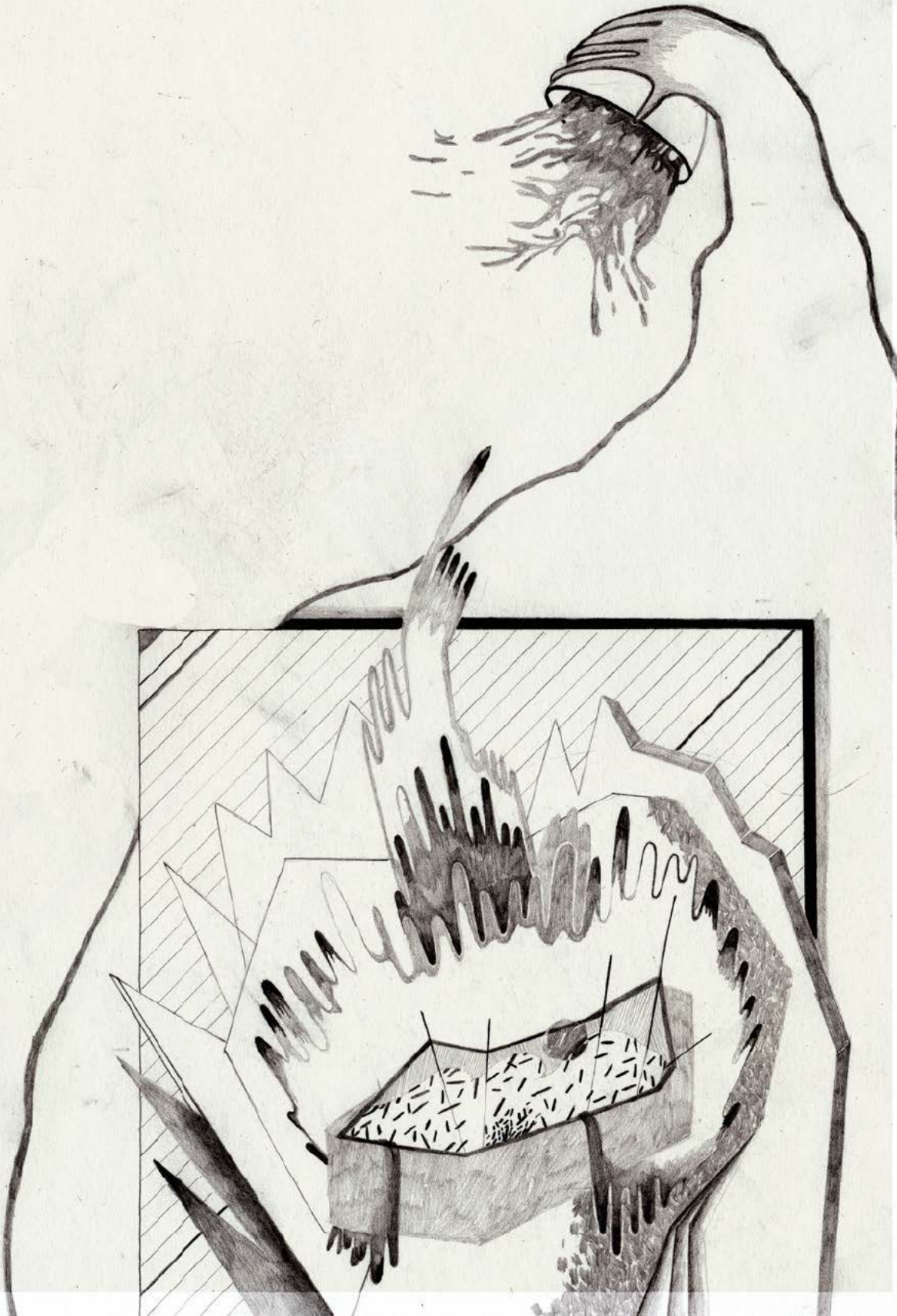
Konstantin Daniel Haensch studiert an der UdK Berlin und arbeitet als Tutor von Prof. Dr. Thomas Düllo am Lehrstuhl für Verbale Kommunikation. Aktuell beschäftigt er sich mit der südkoreanischen RTS Competitive Gaming Szene, スス.

Thoka Maer, geboren an einem Ort der auf keiner Karte zu finden ist. Mit dem Stift auf Papier zeichnet sie ihre Welt in bewegten und unbewegten Bildern. Heute lebt und arbeitet sie in Berlin.

Bevor der Mensch zur Welt kommt, hat er über neun Monate in mütterlichen Flüssigkeiten gebadet; köchelte das weiche Wesen sanft im Inneren seiner matriarchalen Umwelt. Das Schafwasser, die warme Suppe der Fruchtblase, hat einen salzigen Geschmack. Man würde dieses Wasser natürlich nicht kosten, wie das einige Tier-Säuger tun. Kühe lecken nach der Geburt ihr Kälbchen, befreien es vom Wasser und den Überresten der Geburt: Blasen, Häute, Schleim und Blut. Dieser Vorgang der Reinigung, am Rand der Speise (wie auch Affenarten sich gegenseitig Parasiten aus dem Fell klauben, säubern und nähren), kann sich mehrere Stunden hinziehen. Eine enge Beziehung von Kuh und Kalb sind die Folge dieser zünglichen Zuwendung. Isst man mit einem kalten, metallenen Löffel heiße Suppe, entwickelt man eine Freundschaft zu dem Essgerät, die man jedoch in der Regel über den leeren Teller schnell wieder vergisst. (In der losen Löffelsammlung meines Elternhauses war mir trotzdem ein bestimmter Löffel immer am liebsten. Dieses gilt natürlich auch für die Essschale, die die Suppe fasst, wenn kein Löffel gebraucht wird.) Das Neugeborene wiederum sucht schon

während der ersten beiden Lebensstunden die mütterliche Brust. Es schmeckt gierig die erste Speise, eine immunsystemstärkende Milch, die die erste Impfung ist, die warme Stärkung gegen das kalte Nacktsein. Eine Art gustatorische Wiedergut- machung für den neuen Umstand, nicht mehr so leicht im dunklen Wasserkern zu schweben, sondern schwer auf dem Trockenen zu liegen, sitzen, krabbeln und so fort. Bei seiner „zweiten Geburt“ als Christ wird das Kindlein eine weitere Impfung erfahren. Die Gnade gegen die Erbsünde der Menschen an Gottes Sohn: „Tut Buße und jeder von euch lasse sich taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden.“ In vielen Kirchen wird das Taufen nach dem etymologischen Stamm vollzogen, als eintauchen, tief tauchen in das Taufwasser. Das Kind badet noch einmal in Flüssigkeit, diesmal in heiliger. Im Gegensatz zur mütterlichen ist diese kalt temperiert, kaum eine Taufe ohne das herzzerreißende Schreien über den Schreck.
Um die tauchenden Kinder muss man sich derweil nicht sorgen: Der Atemschutzreflex eines Säuglings wird schon bei leichtem Kontakt mit Nassem ausgelöst. Der berühmteste tauchende Säugling ist auf einem Tonträger der Band Nirvana medial fixiert. Im bedeutungsschwangeren Anschluss an den Namen der Gruppe ist ein Säugling das große Eingeständnis des sogenannten Samsara: Der Leidenskreislauf **beginnt mit jeder** neuen Geburt wieder (andere Religionen feiern das zur-Welt-Kommen). Die inszenierte Gier des kleinen Dings nach dem Geldschein auf dem Nevermind Cover wird niemals „erlöschen“. So lange das Ich-Feuer brennt, wird das Menschenkind leben – und leiden.
Zurück zu dem Mann, der „für uns alle gelitten hat“, sein Blut vergoss für die Menschen. Jesus sitzt mit seinen Jüngern beim letzten, die Kuh schleckt ihr Kalb beim ersten Mahl. Christus‘ Wiedergeburt wird in Teilen Oberbayerns kulinarisch mit dem Verspeisen von Rindszungen begangen. In Griechenland wird eine Innereiensuppe gereicht, zu dem Χριστός ἀνέστη! In Osteuropa besprenkeln Männer junge Frauen mit Wasser, im polnischen Lany poniedziałek wird der „gegossene Montag“ gefeiert. Nasses ist in vielen Ländern Symbol der Wiedergeburt. Ejakulative, feucht-

fröhliche Frühlingsspiele erinnern uns an die Säfte, die durch die kahlen Stämme der Bäume drängen, Knospen bilden, Blätter spreizen, Blüten beten, Früchte tragen. Wenn der neue Mensch aus dem Geburtskanal in die Welt gleitet, besteht er zu neunzig Prozent aus Wasser. Stirbt er schließlich, als alter – wieder erkleinter – Greis, werden nur noch fünfundsechzig Prozent Wasser in seinem Körper sein. Die Consommé, eine klare kräftige Brühe aus Fleisch (beispielsweise vom Kalb) kocht ein Leben lang zum trüben Eintopf, wird Brei werden. Meine Großmutter wusste auch ohne den festesten Biss noch hartes, älteres Brot, in einen Eintopf gebrockt, in Konsistenz zu bringen, die sie löffelnd verzehren konnte und so sehr genoss. Das Durchweichen dauerte eine Weile. Zeit zum Fragen: Wo bleiben fünfundzwanzig von hundert Teilen Menschenwasser in einem Leben? Den Würmern wird zugerechnet, sich mit dem zu beschäftigen, was in feuchte Erde gebettet wird. Die wirbellosen Tiere lockern die Erde unseres Planeten, die nur zu einem Prozent aus Wasser besteht. Diese wertvolle Feuchte ist vor Milliarden Jahren mit Asteroiden, die den jungen Planeten in ihren wilden Kollisionen schlussendlich formten, aus den Tiefen des Alls gekommen. Dieser kleine Teil der Erdmasse ermöglicht das Leben auf dem Planeten, den man den blauen nennt: 71 Prozent der Erdenfläche ist mit dem Wasser bedeckt und so ist es nicht verwunderlich, dass Organismen sich an der Oberfläche und in den Ozeanen am wohlsten fühlen. Genau dieses Leben, vor 4,6 Milliarden Jahren auf der Erde aus der Ursuppe entstanden, die aus anorganischen Verbindungen durch die Energie von urzeitlichen Blitzeinschlägen komplexe organische Verbindungen wie Aminosäuren und niedere Carbon- und Fettsäuren machten, ebendieses Leben braucht das Wasser in und um sich. Unser Nachbar Mars soll auch ein wenig Wässriges horten, jedoch wird dieses tief unter der Oberfläche vermutet. Spuren ehemalig reißender Flüsse ziehen sich narbenhaft über den roten Körper, zeugen vom Einstigen. Ist die Erde jung und der Mars eben einfach alt? Wasser macht die beiden verwandt und so besonders, es ist im Universum Mangel. Das Universum unserer Dimension



besteht zu 76 Prozent aus dunkler Energie, mehrteilig dann aus heißer und kalter. Nur vier Prozent sind überhaupt Materie, die irgendwann, im unwahrscheinlichen Fall, Wasser werden kann, wenn sie nicht ein Stern, Galaxiennebel oder Planet wird. Was das Universum ohne Wasser vollbringt, ist nach unserer also menschlicher Definition nicht Leben und vielleicht gerade deswegen so atemberaubend. Planetare Nebel, kosmische Suppen aus Gas und Plasma existieren nicht länger als einige zehntausend Jahre. Die kosmischen Phänomene bleiben für Menschen am ehesten vorstellbar. Sie sind strahlende Zeugen sterbender Sterne, ihr Licht bricht in den schönsten Farben durch das Dunkel des Alls. In dem suppalen Totentanz sind sie der Anfang der Galaxien.
Denn wo das frühe Universum fast vollends aus Wasserstoff und Helium bestand, wurden durch die Nukleosynthese der wunderschönen Wirbel dichte Metalle, Kohlenstoffe, Stickstoffe und Sauerstoffe, die die interstellare Materie durchfahren und Vorbedingungen des Wassers und damit unseres Erdlebens sind. Die Ursuppe kocht in kolossalen Nebeln, in sphärischen Sternexplosionen, wo Sonnen sterben. In dem aberwitzig schnellen Streben des menschlichen Wesens zum Tod, schon im geschilderten Geburtskanal strömen wir reißend unserem Ende entgegen, gehen wir in derselben Schönheit und Dramatik unter, wie alte Sterne in den planetaren Nebeln? Unser organisches Dasein sehnt das Ende in einer gewissen Hektik, eine Sonne zählt Milliarden Jahren, um die Wasserstoffvorräte in ihrem Kern zu verbrauchen. Der Mensch gibt sich ein paar Jahrzehnte um den Teil des Wassers zu verlieren, der ihn lebendig macht. Es sind die fünfundzwanzig Wasserteile von einhundert, die unser Leben sind. •

FRISCHLUFT

Du arbeitest an **Forschungsprojekten oder künstlerischen Initiativen**, die sich mit Themen an der Schnittstelle von **Ökonomie und Gesellschaft/Politik** auseinandersetzen und willst sie einer hochschulexternen Öffentlichkeit zugänglich machen?

Das Philosophiemagazin *agora42* stellt Arbeiten von UdK-Studierenden vor!

Infos unter agora42.de
Text & Bild an agora42.udk@gmail.com

agora 42
ÖKONOMIE • PHILOSOPHIE • LEBEN

portrait by Mizuki Kin

Cogito ergo soup: Interview with Shinya Watanabe

Born 1980 in Shizuoka, Japan, Shinya Watanabe is an independent curator and Dr. Phil student at UdK. After acquiring his MA at New York University, Watanabe traveled forty-two countries as a backpacker, and started to curate contemporary art exhibitions, mainly focusing on the issues of the nation-state and art. His exposé on the doctoral thesis "Searching for Eur-Asia The Journeys of Joseph Beuys and Nam June Paik Towards the Unity of Europe and Asia" will soon be able to be read on his website.
shinyawatanabe.net
info@shinyawatanabe.net

From this semester, Japanese curator Shinya Watanabe will begin his doctoral research at UdK under the theme of "Eur-Asia". Eur-Asia was an artistic collaboration between Joseph Beuys and Nam June Paik. This interview was initiated based on his doctoral exposé, which soon will be available on his homepage.

› Over thousands of years, we have been breaking up things into fragmented pieces, such as families, tribes, nations and so on. Why are we doing so regarding the Eurasian landmass? In other words, why do we distinguish between Europe and Asia?

‹ Always there remains the question of who I am. Am I Christian? Am I German, or am I European more than German? I think this is a basic human instinct, trying to identify which community or group which I belong to, mainly to protect your own identity but also to secure one's life from external fears.

For example, what protected you from a foreign enemy in primitive communities were the family and the tribe. And this community, which instructs their fellows to protect against their common enemy, has been expanded into nations.

In the contemporary world, this category of the nation which defines its common enemy might be obsolete. Now, the only thing which is common for all the human beings is that everybody lives and dies only one time. If the nation was created to secure our lives, and to define the group which is your common enemy on the other side of the coin, maybe now it is not productive to achieve this original aim in this globalized world.

Modern nation-states had been created as a result of Thirty Years' War, and this system of the nation-states caused two world wars in Europe. How can we overcome this imaginary existence of nations and the

divide of Europe and Asia, this is the theme for my Eurasian research. I believe that Europe and Asia share one continental culture, and I believe many people will share this outlook.

› Are there reasons to argue for a common Eurasia from a historical point of view?

‹ The funny thing is that Europe's name came from Eurōpē, the princess of the Phoenicia who was kidnapped by Zeus who transformed himself into a bull. Phoenicia came from modern day Lebanon, so she was an Asian in our current identification. So to define Europe, the European Union obviously needs Greece to identify the origin of Europe, but Eurōpē is from Phoenicia, in the current area of Lebanon, Syria or Turkey! However, the larger divides than nation such as Europe or Asia creates bigger questions, for example in Turkey: who am I?

All I want to say is that all of these categories are imaginary. So nation can exist only as an imaginary existence. The attempt to articulate the divide between Europe and Asia in linguistics and history may fail.

› You mention the cogito ergo sum concept as a basic crossroad for western epistemology. What is the Asian counterpart to Descartes?

‹ The essence of an individual is considered as ātman in Indian philosophy. Coming from the term ēt-men (Deutsch: Atem) it means to breathe in and breathe out. Ātman is some kind of homeostasis to balance the difference of the breathing self and its surroundings. In Upanishads, the universe (Brahman) and the breathing self (ātman) are not contradictory, but equivalent.

In the context of Mahayana Buddhism the self is derived from all its relationships. Not such as “I think therefore I am”, but “I am here, as the result in relationship with you, and all of other surroundings.” If there is no other person or any part of the nature, I cannot consider myself. Cogito contributed wonderful developments for modernity, but it contains fatal problems.

› So in comparison with the Christian and Hindu concept of identity, one must not confuse the soul with the ātman?

‹ First of all, Christianity and the philosophy of Jesus differ. Pharisees said love your neighbors, but Jesus actually says no, love your own enemy. Because if you only love your own neighbor, that creates the idea of nation, which automatically creates an enemy.

This kind of conflicts need to be cooled down. When you realize the interdependency of the self or the nations, both self and the nations cannot exist without their relationship to others. I would like to connect structural Western philosophy with Asian thinking to create a new horizon.

› One could claim that Christian and Cartesian realism were powerful engines for consumer identity. Our clinging for a real self implies an attachment, a desire to agglomerate and possess material goods. At the same time, looking toward the East, we see the growing economy especially in →

‹ Asia also became a highly consumer culture. People thought that when communism in USSR ends, Russia will become a country of capitalism. No. Russia became not a country of capitalism, but became the country of mafia economy. Capitalism needs some basics tenants, such as everyone follows the rules, individuals have high inner security and mutual respect.

China is growing, but one cannot say that China is a modern and developed country. In China, people's mutual trust is very weak, therefore they need a very powerful ruler, and that is what the communist party provides. The communist party is ruling a capitalistic system, which is contradictory. In the history of China, every dynasty ended with revolution. That is not the case in Japan.

Following the American occupation of Japan after World War II and the failure of student activisms in 1970, the only thing which Japanese people could believe in became happiness through materialism. An attempt for communist revolution failed in Japan under the pressure of the U.S., so they have had to believe in the value of the goods.

During the zenith of the bubble economy in 1980s, some young Japanese couples even took flights from Tokyo to Hokkaido just to eat some Ramen noodles in Hokkaido, and return to Tokyo the same day.

China and India. Don't we romanticize Asia, such as Asian philosophy would lead away from a competitive economy toward "Compassionate Economy"?

They thought this was just cool and hip, but this crazy period of time did not continue too long.

The younger generation, especially the people born after 1990 have an extremely cool and aware eye, and for me, they seems trying to find the new value for themselves. As artists, it is also our job to create new visions and values.

For example, the Dalai Lama said if you do something nice to a person, another person will do something nice to you. He called it "Spiritual". He asked the economist Stanislav Menshikov to develop a concept of what this spiritual economy could look like.

I think this is very simple. Imagine a group of one hundred people, in which you do something nice to another, and in return another person will do something nice to you. This becomes a very powerful community. Sometimes Asian philosophy cannot make a structure by itself, not such as Karl Marx would theorize, out of A follows B and so on. That's why the Dalai Lama asked a Russian economist to theorize it.

› You struggle for this vision, as Nam June Paik and Joseph Beuys did. What was there artistic approach towards a common Eurasia?

‹ Joseph Beuys did a wonderful job, but he also had a rather large fantasy about Asia, both good and bad. In his entire lifetime, he travelled to Asia just once. To Japan, when he was over 60 years old. At Documenta 7 in 1982, Beuys wanted to plant 7000 oaks together with the Dalai Lama. Beuys intended to point on the pre-Christian history when Kassel's gentile god was an oak, which was cut down by the Saint Boniface. He mentioned, "in co-operation with the Dalai Lama, we will realize Eurasia". But in the meeting with His Holiness, Beuys asked, "Do you know Rudolph Steiner?" And he replied, "No". Punkt. The conversation ended. Then the idea of Beuys's Eurasia overflowed, and the meeting was not successful.

Paik was born in Korea during Japan's occupation, fled to Japan during the Korean War, studied in Japan, and then went to Germany and New York. He understands

Europe and Asia much deeper than Beuys, and actually it seems that Paik started to talk about Eurasia before Beuys. He showed us that the border does not exist, by his ”Electric Superhighway“ and the first satellite TV art project and so. By quoting Kipling as a symbol for Western colonialism in the east, the satellite TV art project “Bye Bye Kipling“ farewelled stereotypical images of both Europe and Asia. Paik was also a musician. He found out that Korea´s shamanistic music shares the same rhythm with Hungarian traditional music. Different from Beuys, Paik explicitly pointed out the resembling cultures, which originated in the horse-riding cultures of the northern step roads of Eurasia.

› Towards all these approaches combining arts with spirituality, don't they have opposed characters and contrary aims? Spirituality admires to transcend narcissistic worldviews. Artists are very much dependent on their very individual perspectives. How can art and spirituality profit from each other?

‹ Actually I do not use the word spiritualism. But there are some people who have deeper spirituality. Art is something, dealing with the soul, with very fundamental roots, the why we are here. I believe that we cannot be free from the question of soul as long as we are creating art.

› To sum it up: Why is one common Eurasia a better place to live than two virtually separate continents of Europe and Asia?

‹ For example in Europe, the European Union was created to unite Europe after World War II. I think it is a great thing. But I would like to say, there are no Germans, no Europeans, and no Asians. There are only people who are living on this landmass, whom we have decided to call them German, European or Asian.

However the main argument is: This landmass of Eurasia shares the same roots, and to distinguish it into Europe and Asia is to create a simplified stereotype for our convenience. And if Europe and Asia could exist, such as I could exist as a self, Asia can exist in relationship with Europe, and Europe can exist in relationship with Asia.

To define the existence of the self is an exercise related to Cartesian system, it also leads to the divide of subject and object. This structure produced a lot, but it has also caused and is causing problems such as colonialism and world war. I would like to re-connect these separated entities.

› Do you have any last comments?

‹ I am still new in Berlin, and looking for a tandem partner with whom I can do a language exchange. I can teach Japanese, and you can teach me German as an exchange! Don't be shy, please send me an e-mail to say "Hi! I want to be your tandem partner!"•

The Interview was held by Tobias Reisch

Kunst braucht
nicht viel.
Nur das Richtige.
30 JAHRE
für die Kunst
Marienfelde
Nunsdorfer Ring 31
Tel.: 030-756567-0
Charlottenburg
Franklinstr. 12 / Hof II
Tel.: 030-9606069-0
Prenzlauer Berg
Marienburger Str. 16
Tel.: 030-4050426-0
www.boesner.com | www.boesner.tv
boesner
KÜNSTLERMATERIAL + EINRAHMUNG + BÜCHER

Japanische Brühe

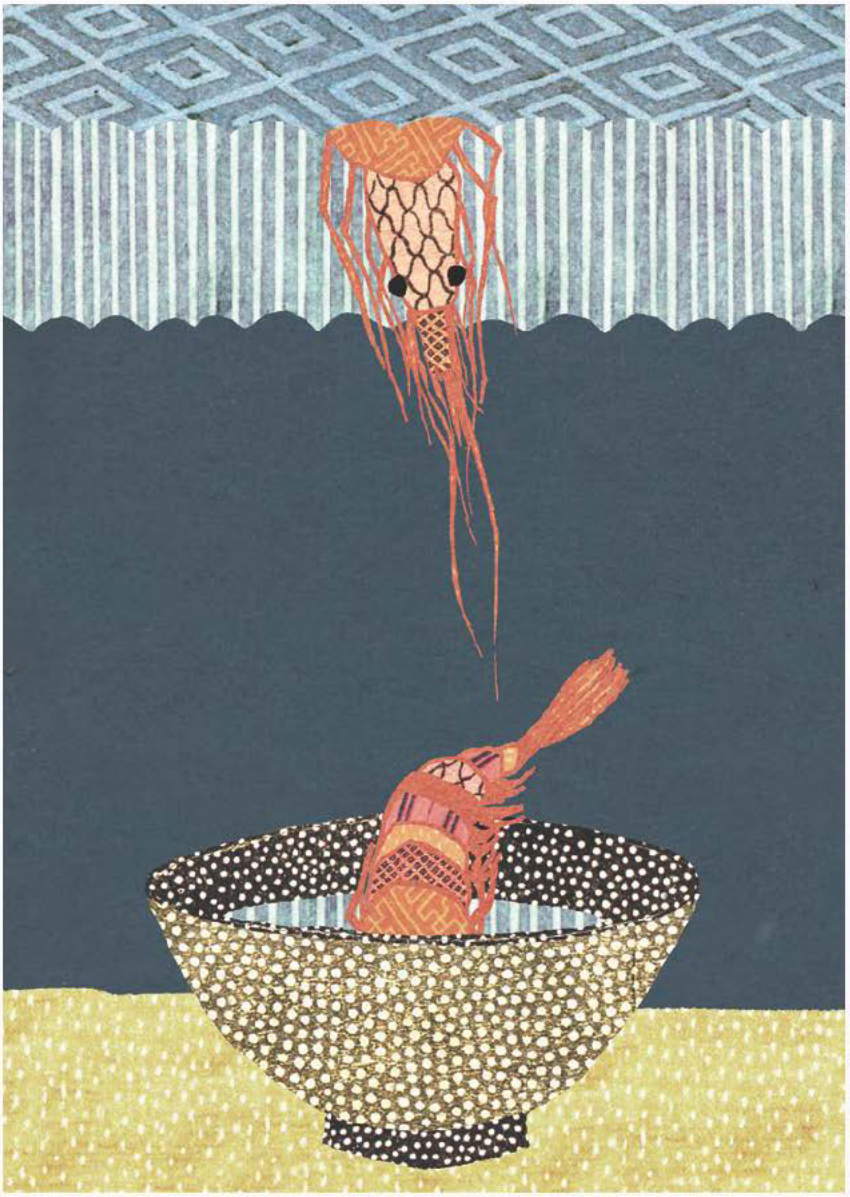
Text: Siegfried Zielinski Bild: Olivia von Pilgrim

Aus der extremen Vogelperspektive betrachtet liegt die schmale Hauptinsel Japans wie eine in die Länge gezogene Inkrustation in der riesigen und mysteriösen Fläche des Ozeans, fragil, angreifbar, ständig vom Tod bedroht, den ihre Bewohner aus dem tiefen Erdinneren, vom Meeresgrund her erwarten. Jeder Tag ist von der Antizipation einer möglichen Katastrophe mit geprägt. Diejenigen Japaner, die sich des Ortes ihrer Identität bewusst sind, haben ein ganz besonderes, einmaliges Verhältnis zum Meer. Umso eingreifender waren die gewaltigen Erschütterungen, welche die Insel in diesem Jahr erfahren musste. Das Mittel, das mir seit langem zur Anregung meiner physischen und geistigen Fähigkeiten – vor allem des Nachts - so willkommen ist, genieße ich seitdem noch bewusster.

Jede japanische Brühe in der leichten Variante (Ichiban-Dashi) spielt einen seltsamen und Fremden kaum verständlichen Schwebezustand durch: In einer nahezu klaren, sehr leichten Flüssigkeit, in Geschmack und Duft mit Meeressubstanzen wie zum Beispiel Norin oder Kombu (Variationen von Algenblättern) angereichert, schwimmen majestätisch wenige dünne Streifen einer Frühlingszwiebel, ein Sträußchen Kresse, einige feine Streifen frischen Ingwers, zwei dünne zu Blüten geformte Scheiben eines weißen Rettichs, ein Garnelenschwanz vielleicht noch. Alles ist zuvor ›

Siegfried Zielinski: Lehrstuhl für Medientheorie mit dem Schwerpunkt Archäologie & Variantologie der Medien und Leiter des Vilém-Flusser-Archivs an der Universität der Künste Berlin, Michel-Foucault-Professor für Medienarchäologie und Techno-Kultur an der European Graduate School in Saas Fee (seit 2000), Gründungsrektor der Kunsthochschule für Medien Köln (1994-2000); Mitglied der Akademie der Künste Berlin, der nordrhein-westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste sowie der European Film Academy.

Olivia von Pilgrim, 1986 geboren, 2009 an der HU Kunstgeschichte abgeschlossen, seitdem studiert sie Visuelle Kommunikation an der UdK. Sie arbeitet als selbstständige Trickfilmemacherin und Grafikerin, ihre Lieblingssuppe ist Omas Leberklößchensuppe.



mit äußerster Behutsamkeit behandelt, in den Farben sorgfältig ausgewählt: hellgrün, dunkelgrün, weiß, rosa - im Volumen nicht mehr als das Angedeutete, eher weniger. Die Flüssigkeit darf durch das Konsistente nur ganz vage verdrängt und die festen Substanzen dürfen nicht auf den Grund sinken müssen. Eine vollendete Ästhetik der Balance im Alltäglichen.

Das Geheimnis dieser nahrhaften und bekömmlichen Inszenierung, die man nicht zur **Befriedigung des Heißhungers** in einem Zug hinunterschüttet, sondern in kleinen Schlucken genießt, wird vollkommen entfaltet durch die Wahl eines entsprechenden Behältnisses. Seine Wände, welche die nicht zu heiße Flüssigkeit umschließen, sollen möglichst dünn sein, damit sich die Wärme auf die beiden Hände überträgt. Die Schale muss in ihrer Innenfläche die Farbe der Nacht, die zugleich diejenige des tiefen Meeresgrundes ist, tragen. Nur im Schutz des Schattens kann das Geheimnis des Schwebezustandes sich entfalten. Der leichte Deckel, mit dem die Schale verschließbar ist, dient dazu, die Brühe warm zu halten. Er hat aber vor allem den Zweck, den zarten Meeresduft nicht verschwenderisch in den offenen Raum steigen zu lassen, das Mysterium während des Genusses immer wieder aufs Neue zu aktivieren und sich für einige Sekunden im Raum ausbreiten zu lassen.

Man kann ein direkt proportionales Verhältnis definieren im Bezug auf die Distanz von sich ihrer Identität bewussten Japaner zum Meer und dem Frischegrad seiner Früchte als Lebensmittel. Je näher an der Küste sie wohnen, umso geringer versuchen sie die Differenz zu halten zwischen dem Eigenleben der Tiere und Pflanzen im Meer und dem dem Akt ihres Genusses. Der Fisch für eines der vielfältig variierbaren Sashimi-Gerichte, aber auch für die Dashi-Brühe, wird in den Dörfern und Städten, die unmittelbar an der Küste liegen, möglichst lebend an den Speisetisch gebracht, der ja in der Regel mit dem Platz der Zubereitung identisch ist. Der Schnitt mit dem höllisch scharfen Messer durch das lebende Fleisch des Fisches trennt ihn in äußerst kurzer erlebbarer Differenz von seiner alten Umhüllung

(des Meerwassers) auf dem raschen Weg zu seiner neuen (den Gaumen- und Magensäften des Speisenden). Die tiefe angstbesessene Achtung vor jeder Regung des gewaltigen Körpers des Meeres drückt sich darin auf seltsam paradoxe Weise aus: indem man seine genießbaren Substanzen so frisch wie möglich verspeist, werden das Leben des Essenden und das des Verspeisten partiell eins, sie berühren einander, verbinden sich miteinander wie in einem Fluss, der Austausch von Organischem als das Feiern einer äußerst minimalen Differenz.

In Bewunderung von Roland Barthes und Tanizaki Jun'ichirō •

Variations On End

Amir Guberstein

Series of 60 explosions Ink on Premium 260 gram paper / 14.8 x 21.0 cm / Unique

Amir Guberstein (b. 1985, Israel) is a student at the Universtität der Künste (UDK) in Berlin, studying under Professor Fons Hickmann. Working with a variety of media, including Print, Video and Sculpture, Guberstein's work addresses a range of subject matter with strong visual stylistic consistency throughout.

A sisyphean visualisation of matter arriving to a point of destruction in which three methods of depth-map reordering of dark and bright values are applied to an image documenting an Explosion.

(A - Collapse) Dark matter from the Documentation of the Explosion is programmed to drop onto the background, while brighter matter is to ascend to the foreground. The algorithm brings bright matter to cast its shadow upon the dark. The surface appears to remain solid though the collapse has made its foundation unstable.

(B - Implosion) Programming the Documentation of the Explosion to implode around its middle axis sends brighter areas of the surface in a blast outwards, making it appear as if both explosion and a process of inward disintegration are taking place.

(D - Explosion) A bright eruption from the layers of dark matter - the result of depth-map data rendering applied radially from the center point of the Documentation of the Explosion outwards. •

Soup cans

Chih Ying Musquiqui

"Soup Cans", or we can say "Campbell's Soup Cans", once marked the pop culture's turn into one of the major art movements during the 1960's in the USA.

After these "Soup Cans", art production has not only changed dramatically, but was released from post-war scenery and not longer only served as a treatment or examination of personal experience and trauma. With time passing by, art production can always describe the transformation of the modern human societies. Moreover, sometimes the depiction can even roughly outline the possibilities of future.

In 2000, the Japanese artist Takashi Murakami used the word "Superflat" to summarize a new Japan contemporary art scenery, which can also refer to "Otaku", Japanese modern pop culture. Once again, pop culture uses its colorful,soft power to lead the trend of art production, influencing almost half of Asia.

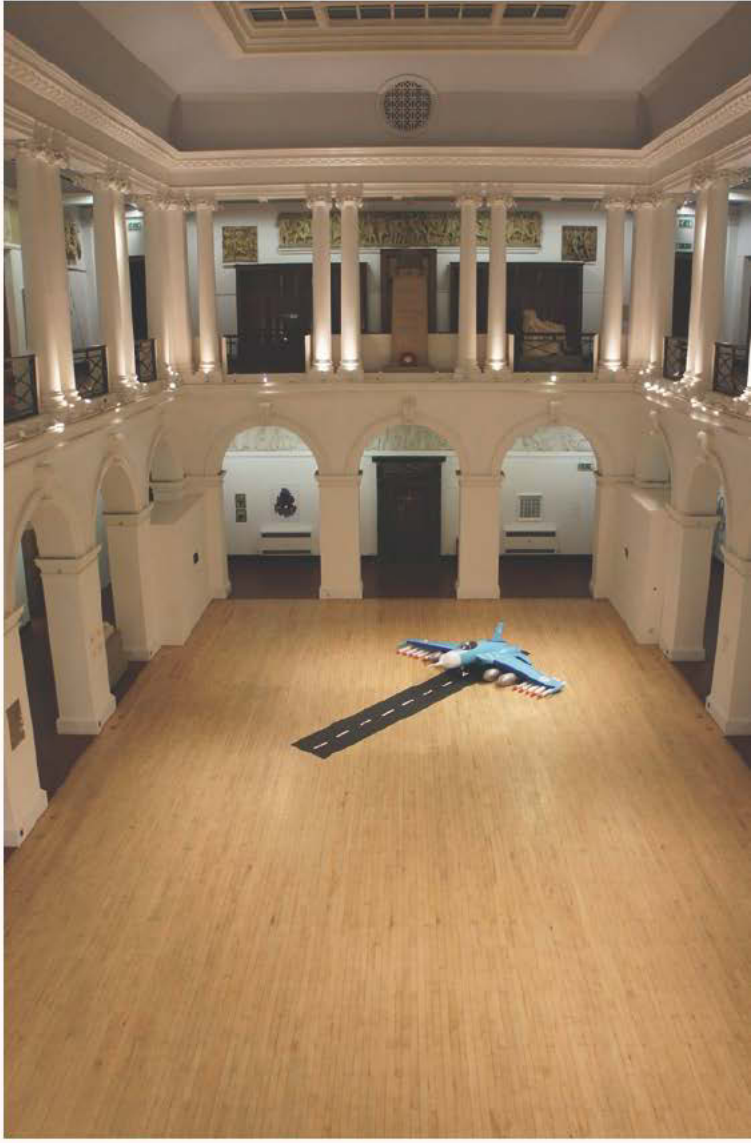
I like the way how pop culture speaks. If art production is a movement to concretize an abstract conception, pop culture's speaking can be a simple starting-point to think.

That's why I used these comic-like figures to discuss problems, although I don't really think now is the time to discuss the art market, which is commonly be linked to pop art. What makes me feel interested, is how to use popular culture to reflect public social scenery. Sometimes, it can be also very political. •

musquiqui, chihying is a Berlin based art producer. The member of music band "Mosquilephant" and art group "Fuxinghen Studio" and "Collettivo Cazzo". Main exhibitions include "2012 Taiwan Biennial" in Taiwan. "2012 F-Stop" in Leipzig, Germany. "2011 Tekken Complete ! " Edingburg, England. " 2008 Asian Students and Young Artists Art Festival" in Seoul, Korea … More information please visit Website : musquiquinews.blogspot.de.

This kind of deceptive inflatable weapons have already been widely used in WWII. In Persian Gulf War, Iraq also successfully preserved 70 percent of combat capability by using fake weapons and positions.People can say that, especially in the era of high-tech reconnaissance satellite,these low cost soft weapons can help the party, who is relatively weaker in wars to reduce losses,or even causes misjudgements of the opponent, and then reverse the situation.

In this work, I transformed a aircraft, which is researched and developed by my country start from 1983,made a approximately 1:6 inflatable fighter model.
I increased the missiles carrying capacity of the aircraft,believe that it can shock enemies, and let them give up attacks.



Terrifying National Fighter (sketches)

2011, plastic, 400 x 250 x 100 cm

The Flag,

2012, gypsum, wood, 270 x 120 x 50 cm

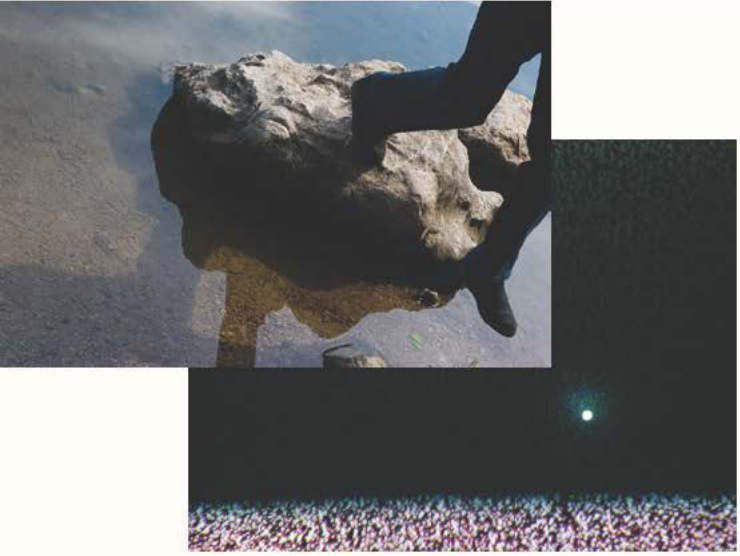
The installation is inspired by the plastic toy soldiers, which were first made by Louis Marx and Company after WW2, and now becomes well known toys. Although the most figures are made as WW2 american troops, they are still popular in Germany, a defeated nation. I enlarge the small toy flag becomes original size, try to also magnify the contradiction of the toy.

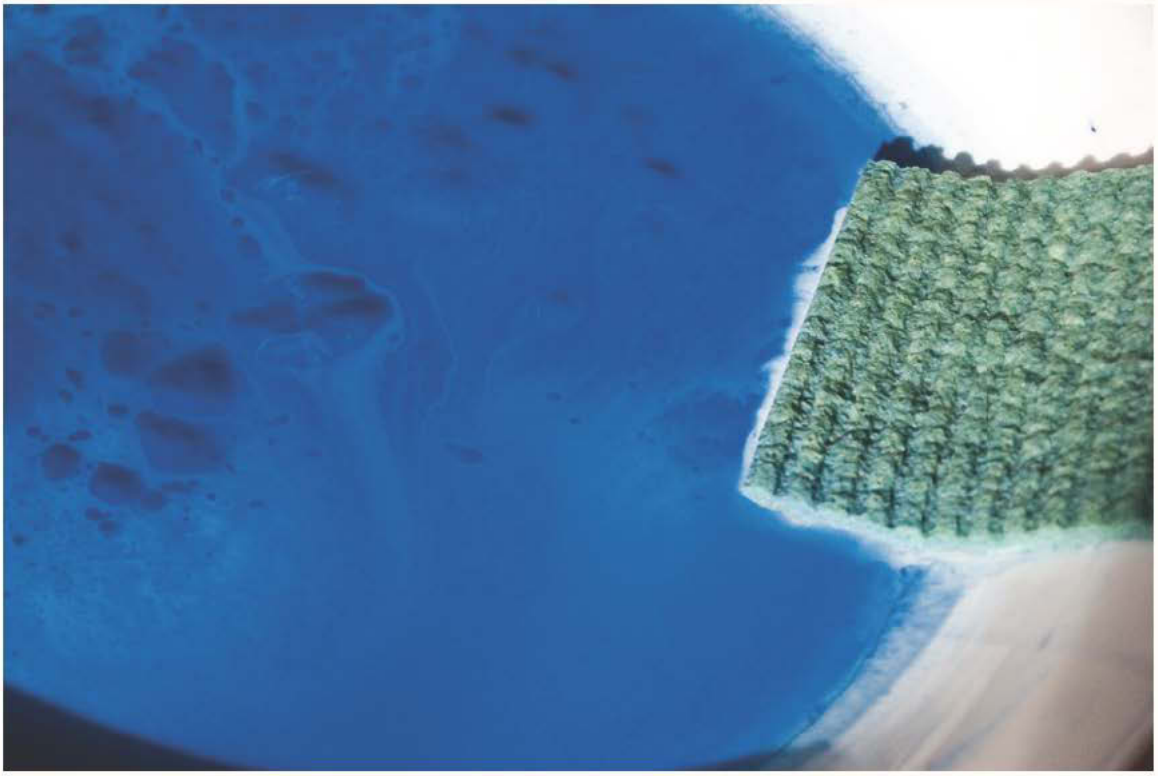
The Metal Detector Gate (Your Value Makes Me Laugh)

2012 Wood, Buld, Laugh Sound 150 x 70 x 230 cm

In december 2011, the time I was just back to Berlin from U.K, a news totally attracted my attention. About 45000 residents in Koblenz in Germany were evacuated because officials found a WWII dud in River Rhine. And experts predict there are still more than 100 thousand duds in Germany haven't be found. The news let me think of that when I was in airport, waited in the line to pass the security check,the atmosphere was so serious, the officers checked each person carefully and solemnly, as if one of us is a bomb, and they are going to find it out.

When people with metal pass by the installation, the machine will start the laugh sound. The Volume changes with the distance or the amount of the metal.

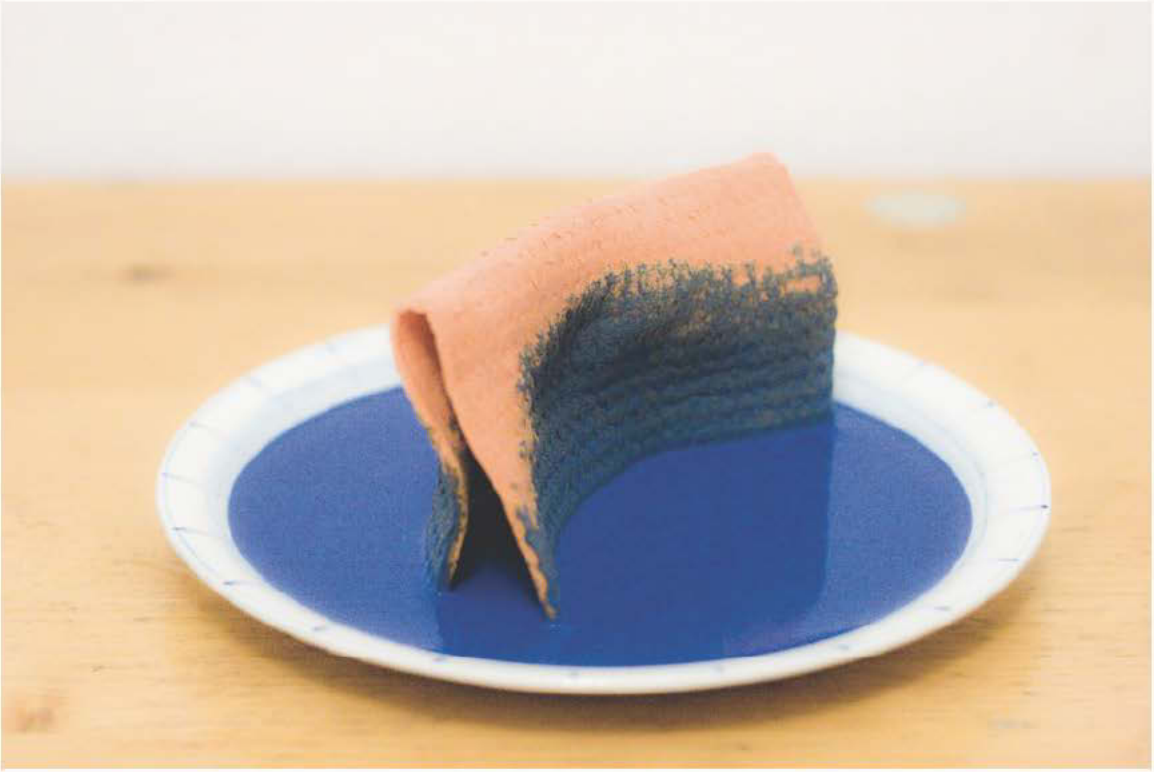


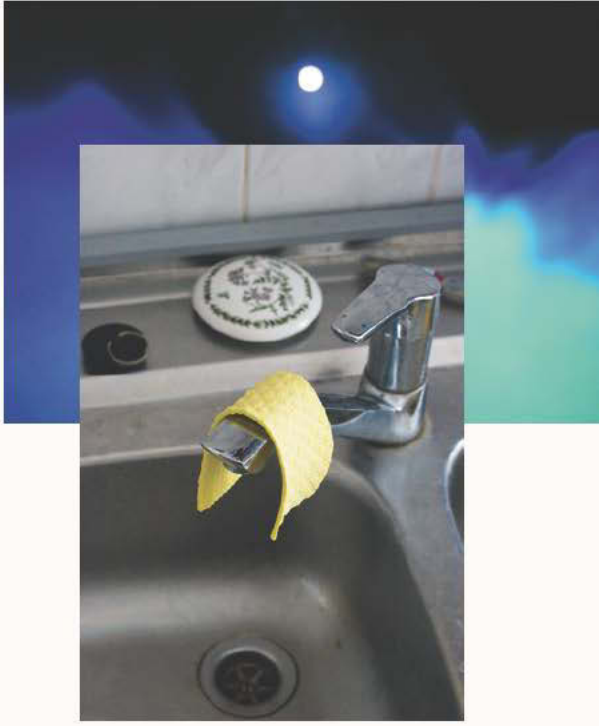


Ursuppenmileus

Christoph Medicus

Als Säger und Jammler spaktiv an einer Vollbeschäftigung durch etwaige Drüberschneidungen sozio- und interkultureller Phänogene beteiligt. http://medicus.betakontext.de





Suppengedicht

Anna Slobodnik

Blub
Die Oberfläche zittert sanft,
ne Blase platzt im Hitzekrampf,
ganz langsam wird es wieder plan,
so dass man was erkennen kann.
Man sieht sich selbst, man spiegelt sich,
doch das dadrunter sieht man nicht.
Vielleicht war es gar nicht die Wärme,
die ließ bewegen sich die Därme
war es ein Lebewesen, welches
sich regt am Grund des Suppenkelches.
Der Mensch kam doch auch aus der Suppe,
der Ur-; so warum nicht ne Gruppe
von neuen Lebewesen kann
entsteigen dieser Suppe dann?
Ein Rätsel, welches wird versiegen,
solang wir keine Antwort kriegen,
Der Suppe, ihr Geheimnis groß,
durch Löffeln aus es löst sich bloß.

Ich heiße Anna Slobodnik, bin 21 Jahre alt und in Moskau geboren, von wo ich mit 6 hergezogen bin. Nach dem Abitur bin ich dann gleich zur Udk gegangen und studiere nun Bildende Kunst (ich bin gerade im 4 Semester). Meine Hauptarbeitsbereiche sind die Malerei, die Druckgrafik und die Zeichnung.

Die Hungrigen

Konstantin Haensch

Sie muss brodeln, spritzen,
in tiefen gusseisern schweren Trögen kochen.
Tanz um sie, tanz um das Feuer,
auf dem Saft und das Salz
in den Suppen verbrennt.

Was da entsteht, kann niemand mehr trennen,
zusammengeworfen in schwindiger Hast.
Verliert Form, Fülle, was einst eigne hatte
und nimmt als Gabe schreiend hin,
was Feuers Kraft ihr gibt.

Die wildesten Kräuter, verwachsene Wurzeln,
Waldbeeren und Knollen
schließen Freundschaft.
Ihr Geist bleibt bestehen, verbindet sich wage
und bleibt als Flucht nur Erinnerung.

Ein letztes Mal wirft Holz sich ins Feuer
die Hitze steigt auf, wohlig und warm.
Hungrige warten, wollen nicht verpassen,
was aus Wurzeln und Wasser sich hier gebar.

Die Biografie zu Konstantin ist auf Seite 44 zu finden.

Kraut und Rüben

Wolfgang Hille

gott... zu dienen.. auch für jene... ist verpflichtung...
bekennt sich... soweit nicht... darf nur...
regelt... schranken... entbindet nicht von...
unter dem schutze... wacht... dürfen... bedürfen...
unterstehen... zu erteilen... zu versagen...
nur zuzulassen wenn... kann... beschränkt werden...
beschränkungen dürfen... angeordnet werden...
das recht darf... eingeschränkt werden... kann...
geregelt... werden... zwangsarbeit... ist... zulässig

Auszüge aus dem Grundgesetz für die
Bundesrepublik Deutschland

**Wolfgang Hille schreibt lieber
Gedichte als Biografien.**

Bild: Leon Giogoli ist in Berlin Neukölln aufgewachsen wo er bis dato lebt und arbeitet. Früh war er in der Berliner Streetart- und Fahrradszene aktiv. Seit 2009 studiert Léon Visuelle Kommunikation an der UdK Berlin. Nebenbei arbeitet er als freiberuflicher Grafiker und Illustrator, ist Teil eines Siebdruckkollektivs und begeisterter Radfahrer.

UNIGUE ROCINHA
Yes!

Cidades Maravilhosas

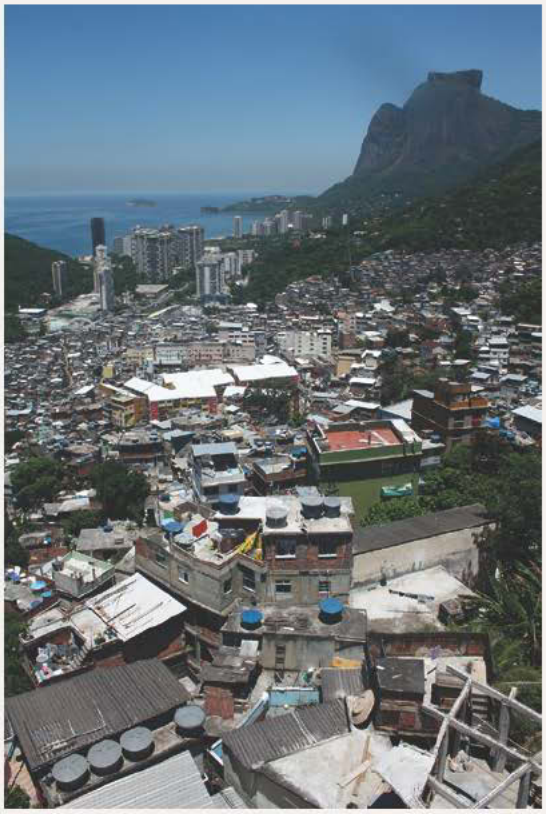
Julia Jaroschewski & Sonja Peteranderl

buzzingcities.com

Julia Jaroschewski hat Politikwissenschaft, Publizistik und Soziologie studiert und sich auf Internationale Politik und Medien spezialisiert. Als Journalistin berichtet sie am liebsten über Weltgeschehen – zum Beispiel aus Mosambik, Brasilien oder Südafrika.

Sonja Peteranderl hat Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation sowie Journalismus studiert, die Deutsche Journalistenschule absolviert und arbeitet für verschiedene Print- und Onlinemedien – oft aus dem Ausland, wie aus Mexiko, Brasilien oder Südafrika. Mehr: Glocalreporting.com

Ein Labyrinth aus Ziegelsteinen, voller Menschen, Leben und Überleben, mit der schönsten Aussicht von Rio de Janeiro: Die Favelas sind Städte in der Stadt. Vor der Fußball-WM 2014 versucht der Staat, die Grenzen zu verschieben - und die Armenviertel von den Drogenbanden zurück zu erobern.



bataw
FREE
COMBAT

Raum 9

Der Himmel hängt tief über dem alten Gebäude in der Hardenbergstraße. Die Hitze drückt durch die stets defekten elektronischen Türen (von Tageszeit und Stimmung der Schaltungen abhängig) in die kühle Eingangskaverne. Es zieht. Es ist nicht still. Es hallt. Die Luft riecht benutzt und nach nicht durchgehend eingehaltenem Rauchverbot. Der Weg ist zugegeben nicht ganz einfach zu finden. Von der Pforte links halten, unten Glastür, also nicht das erste Links, sondern das zweite. Von da aus durch tunnelige Gänge nach rechts und da es nicht anders geht, wieder links und dann bis zum Ende durch. Das Linoleum auf dem Boden hat schon gelitten, obwohl es zunächst noch ganz neu daher kommt. Je weiter es geht, desto weniger weiß die Wände, desto weniger steril der Gang, desto heftiger die Assoziation von Das Verrückte Labyrinth: Überall häufen sich nun merkwürdige Objekte; ein aufgesägter Gasbehälter auf Rollen mit der Aufschrift "Bitte stehen lassen", ein Sockel, ein echter Markeneinkaufswagen, Kram und Dingens. An der Wand steht eine unbenutzbare Klappstuhlreihe und ein halbgeschmolzener, aufgeblähter und gerahmter deutscher Offizier lehnt sich von der Wand in Richtung Raum 9.

Die Frage: Was tust du hier? Der Tag war von aneinanderhängenden Zeitblöcken geprägt und die Luft war dick und es war heiß. Dein Steiß schmerzt vom Sitzen auf unergonomischen Stühlen oder vom Laufen auf unergonomischen Straßen. Du sperrtest dich heute schon mit anderen in Räume verschiedenster Beschaffenheit und Ausstattung, versuchtest dich zu konzentrieren und einer Stimme durch Textflüsse zu folgen. Du hast heute schon ein Instrument gespielt, einen Takt geklopft, vor dich hingesungen, gepfiffen, hast dich geräuspert, hast geschluckt und gelacht. Du hast heute einen Keilrahmen mit Leinwand bezogen, einen Bleistift gespitzt, Gips angerührt, Plastik geschmolzen. Ganz sicher sind deine Augen ganz trocken vom Starren auf den Bildschirm und deine Finger krampfen vom Tippen und Klicken und Schieben und Rücken. Du warst heute hungrig und deshalb beim Bäcker, in der Cafeteria, in der Mensa, im Restaurant auf der anderen Straßenseite, du hast Kaffee getrunken, Limonade, dir fehlte Kleingeld für den Getränkeautomaten. Du hast dich zahlreichen Leuten vorgestellt, hast so viel geredet, hast so viel geschwiegen, hast dich zurückgezogen in dein stilles Kämmerlein um den Kopf frei zu kriegen, hast in der Prüfung die Ruhe bewahrt, hast trotzdem nicht bestanden. Wer du auch bist, was du heute auch getan hast und für wen du es getan hast, du bist ganz sicher nicht nach so einem Tag den ganzen Weg zu Raum 9 gegangen, um jetzt so im Türrahmen zu stehen.

Hier riecht es so ein bisschen wie im Präpeleck, wie Bei Mutt, wie im Schultheiss-Keller. Jahre der studentischen Selbstverwaltung haben diese Mauern gezeichnet. Und zwar bunt. Und zwar so ein Bunt, das in seiner Mischung zu schmutzigem Braun wird und langsam mit Staub überwächst. Die sieben jungen Leute auf der

abgehalfterten Couch sehen so aus wie du dich fühlst, wie der ganze Tag war, wie das eben manchmal so ist. Sie reißen flache Scherze und auch hügelige, wollen das Protokoll nicht schreiben, schauen dich an, lassen dich reden. Es ist Dienstag um achtzehn Uhr und es ist ein guter Anfang, dass du den Weg in Raum 9 gefunden hast, aber: Was willst du hier?

AStA = Raum 9 AStA heißt Allgemeiner Studierendenausschuss und der wird von Dir und allen anderen Studierenden bezahlt. Wir sind keine Linken, Rechten, Schwarzen, Gelben oder Grünen, sondern allein den Interessen der Studierenden verschrieben, gewissermaßen also die Lobby der Studierenden an der UdK.

Du hast Ideen und weißt nicht wie? Wir helfen dir bei der Umsetzung von Projekten, wir fördern dich mit Geld und mehr.

Du brauchst Hilfe und weißt nicht wo? Ob nun einfach jemand zum Reden über Probleme privater oder universitärer Natur oder Unterstützung in sozialer Notlage, ob nun Miete, Schulden oder ungerechter Arbeitgeber, dabei können dir Mitstudenten helfen, das ist die Idee des AStA.

Du willst was tun aber weißt nicht wer? Bei uns hängen viele Adressen an der Wand und wir stehen in Kontakt zu allen wichtigen Stellen der Uni und wenn wir das mal nicht tun, dann stellen wir ihn her. Wir sind auch über jedes weitergehende Interesse an unserer Hochschule froh: Ständig werden Studierende gesucht, die Aufgaben übernehmen. So werden zur Zeit auch dringend Studierende für die Planung des neuen Studium Generale bei uns in der Uni gesucht oder für die Wahlkommission der Uni, oder, oder, oder. Melde dich also, wenn Du was tun willst, wenn du Hilfe, Geld, oder Connections brauchst, unsere Tür ist immer offen (zumindest wenn Du vorher eine Email schreibst). Oder: Dienstag, 18 Uhr, im Raum 9 der Hardenberstraße. www.asta-udk-berlin.de •

Eva, 26, Berlin
MUSIK
BIS
DAS
KABEL
GLÜHT!
Gute Neue Musik.
rbb
Hitz
102,6

Impressum

Herausgeber
Allgemeiner Studierenden-Ausschuss (AStA)
Universität der Künste Berlin
Hardenbergstraße 33
10623 Berlin

Redaktionsleitung
Tobias Reisch
eigenart@asta-udk-berlin.de

Gestaltung
Marius Förster
kontakt@mezla.de

Robert Preusse
mail@robertpreusse.de

Lektorat
Marina-Elena Heyink

Typographie:
Our Times
Times New Roman

Druck & Papier:
Pinguin Druck GmbH
Circlesilk Premium White, 115 g/m²

ISSN: 1869-8956

AStA!
UdK Berlin

VEREIN
VEREINDERGESTALTUNG.DE

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C084205

Wir bitten alle Weiterdenkenden, sich für Nachdrucke, auch auszugsweise, die Genehmigung von der Redaktion abzuholen. — Wir hoffen, dass die Lektüre Spaß machte und hilfreiche Gedanken anbot. — Wir entschuldigen uns bei den Leserinnen und Lesern für jegliche Streuverluste an Exaktheit. — Wir entschuldigen uns bei allen zitierten Primärautorinnen und Primärautoren für Fehler in der Wiedergabe.

Ehre wem Ehre gebührt; — Den Studierenden, die durch ihren Semesterbeitrag die eigenart erst ermöglichen, — Den hellwachen Autorinnen und Autoren, — Dem aufmerksamen Interpretenauge, — Unseren Lehrenden und insbesondere den chronisch unterbezahlten künstlerischen und wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die nur der Idealismus an der Uni hält, — Der Druckerei, die trotz Branchenkrise darum kämpft, dem Klima und der Umwelt nicht zu schaden, — Ysa Loh und Oliver Huizinga, deren ständige Inspiration die Suppe erst ins köcheln brachte, — Theresa Pajuelo, Jochen Jürgensen und Lea Sophie Meyer, auf Grund deren Engagement sich studentische Interessen in der Hochschulpolitik verwirklichen, — Allen Freundinnen und Freunden, — Propheten, Göttern und der Evolutionstheorie:

Danke für die Blumen!